

# Das Bollwerk



Die NS Monatszeitschrift Pommerns

**INHALT:**

Walter Karpenstein:  
Nationalsozialismus in  
Pommern

Ernst Jarmer:  
Nationalsozialismus  
im Arbeitskampf

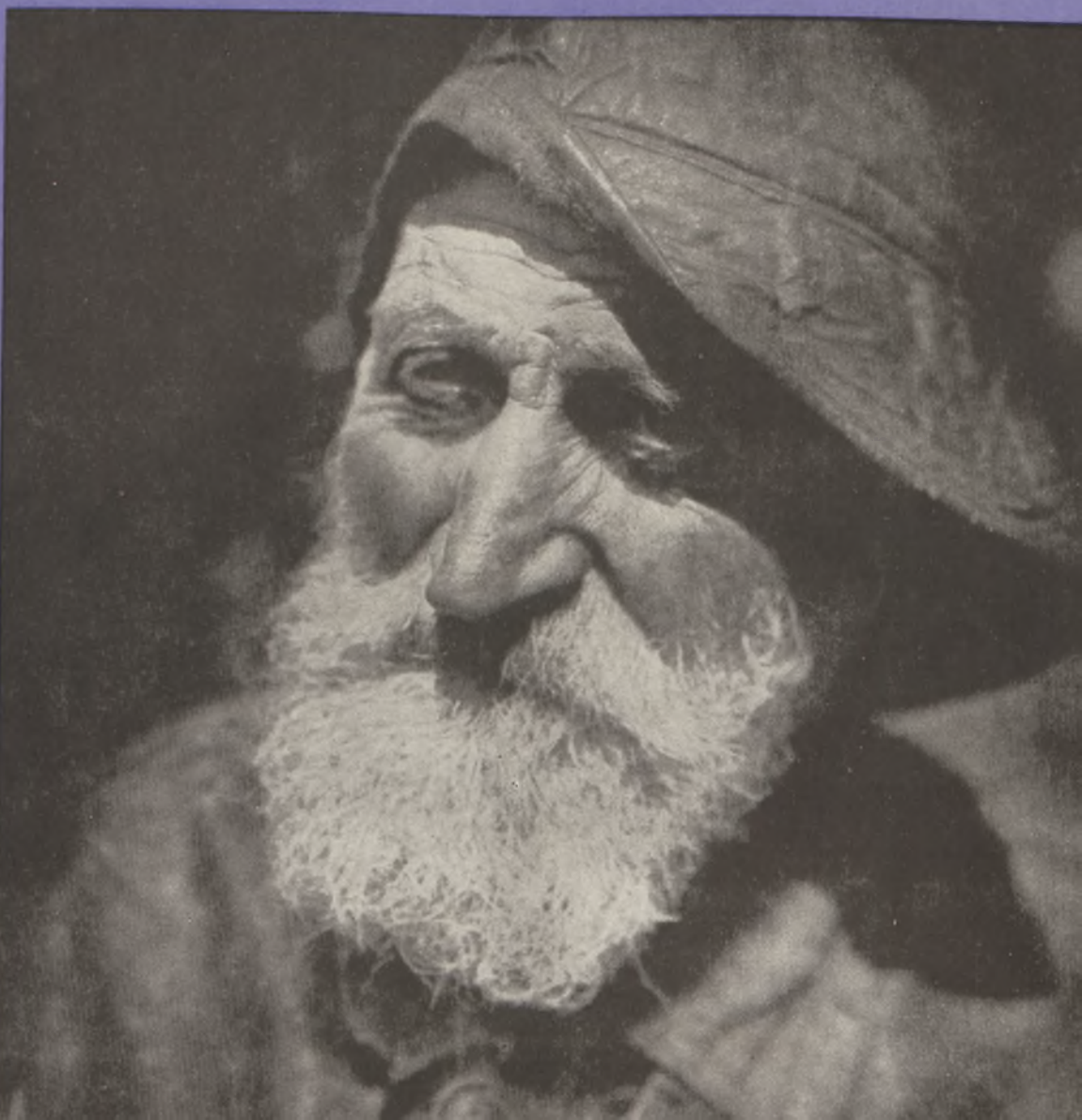
Max Tietböhl:  
Kraft durch Freude

Alfred Brandt:  
Der Arbeitssieg des  
Landes Rummelsburg

Colonisationspläne  
in Ostpreußen  
an der Hochschule  
in Königsberg

Verkehrs- und  
Wirtschaftsbräuche  
in Ostpreußen  
von David Friedrich  
Schubert  
Pommersche Künstler  
in der Gegenwart

u. v. a. m.



**STETTIN**  
FEBRUAR 1934

# Eine Freude . . .

ist an jedem Monatsersten „Das Bollwerk“. Tausende Leser in Pommern, im Reich und außerhalb der Reichsgrenzen werden durch die blauweißen Hefte des „Bollwerk“ als Lesergemeinde zusammengehalten. Sie sind das breite Band, das alle umschlingt und den Pommerngedanken vermittelt und vertieft.

Jeder in dieser großen Lesergemeinde sollte für den Pommerngedanken arbeiten und dafür sorgen, daß alle seine Verwandten, Freunde und Bekannten Bezieher des „Bollwerk“ werden. Immer mehr Menschen erhalten dadurch die Freude, an jedem Monatsersten ein neues „Bollwerk“ zu besitzen!

Unsere Vertriebsleitung gibt vom 2. Jahrgang ab allen treuen Lesern, die neue Bezieher werben, schöne und wertvolle Buchpreise. Werke, die im „Bollwerk“ auszugsweise nachgedruckt werden und die wir in unseren Buchbesprechungen erwähnen, können als Werbepreise gewünscht werden. Pommerische, norddeutsche, ostdeutsche Literatur steht dabei im Vordergrund.

Jeder Leser, der uns auf nachfolgendem Bestellschein ein Jahresabonnement sichert, erhält nach Bestätigung und Bezahlung durch den betr. Bezieher folgende Preise:

**Für einen neuen Bezieher 1 Buch im Werte von RM 1,50,**

**für drei neue Bezieher 1 oder 2 Bücher im Werte von RM 4,50,**

**für sechs neue Bezieher 1 oder mehr Bücher im Werte von RM 9,00.**

## Jeder „Bollwerk“-Leser wirbt neue Bezieher

### Bestellung

Name: ..... Beruf: .....

Wohnung: .....

(Genaue Anschrift)

bestellt hiermit auf Veranlassung

von Herrn ..... in .....  
Frau .....  
(Genaue Anschrift)

beim Pommerischen Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Breite Straße 51, die am 1. jeden Monats erscheinende NS-Monatszeitschrift Pommerns

### Das „Bollwerk“

zum ½-jährlichen Bezugspreis von RM 3,00 zuzüglich 36 Pf. Bestellgeld

für ein Jahr von ..... 193..... bis ..... 193.....

Kündigungsfrist ein Monat vor Quartalschluß. Das Abonnement läuft weiter, falls nicht Abbestellung rechtzeitig erfolgt.

....., den ..... 193.....

(Unterschrift des Werbers)

(Unterschrift des Bestellers)

# So urteilt der Leser über seine Heimatzeitschrift „Das Bollwerk“

Es ist wertvoller, in weiten Kreisen Verständnis für pommerisches Wesen und Brauchtum zu fördern, als eine dünne Oberschicht mit schwierigen Problemen fachwissenschaftlich zu erfassen. - Ich gehe auch bei Schulrevisionen gelegentlich auf den Inhalt der letzten „Bollwerk“-Nummern ein. - Die Zeitschrift ist wertvoll und verdient Empfehlung. - Ich begrüße es, wenn die Schulen „Das Bollwerk“ lesen.  
Ein Schulkat.

Ihre Zeitschrift hat uns sehr gut gefallen, die Aufsätze sind wertvoll. - „Das Bollwerk“ ist sehr  
lehrreich.  
Ein Bauer.

Die NS-Monatszeitschrift „Das Bollwerk“ sagt mir deswegen sehr zu, weil sie so geschrieben ist, daß alle Schichten unserer pommerischen Bevölkerung etwas davon haben. Es ist der Fehler so mancher anderen Zeitschrift, daß sie zu hoch geschrieben ist und daher nur wenigen Kreisen etwas bietet.  
Eine Kreisfrauenchaftsleiterin.

Wir freuen uns sehr über Ihre schöne Zeitschrift, die das gegenwärtige Deutschland so gut zum Ausdruck bringt.  
Königl. Universitäts-Bibliothek, Upsala (Schweden).

Wir lesen „Das Bollwerk“ mit großem Interesse und wissen, wieviel es uns gerade für unsere Schularbeit bringt.  
Ein Hauptlehrer.

„Das Bollwerk“ hat mir sehr gefallen. Für Pommern ist eine gute Kunstzeitschrift ganz besonders notwendig. - Es würde für manchen im Reiche eine Überraschung sein, zu sehen, wie sich im „Bollwerk“ auch das künstlerische Leben widerspiegelt, ein Leben, das modern ist und lebendiges Zeugnis gibt vom Nationalsozialismus.  
Ein Künstler.

Ich kenne keine landschaftlich begründete nationalsozialistische Zeitschrift, die mit so viel Würde und Anmut einer großen Idee dient, wie unser schönes pommerisches „Bollwerk“.  
Ein Dichter.

Ich kann frei von jeder Übertreibung sagen, daß mir „Das Bollwerk“ in jeder Hinsicht ganz ausgezeichnet gefällt. Ich halte die Zeitschrift für eine der besten und auch bestgeleiteten, die ich kenne.  
Ein Journalist.

Eine große Anzahl weiterer Urteile aus allen Bevölkerungskreisen stehen unseren Lesern auf Wunsch jederzeit gern zur Verfügung.

An

## „Das Bollwerk“

**Stettin**

Breite Straße 51

# Ueberlandzentrale Pommern

## Alttiengesellschaft



Hauptverwaltung  
Stettin-Grabow  
Virkenallee 5-7 · Fernruf 35431

### Zweigniederlassungen

Belgard Fernruf 60

Maslow Fernruf 381

Stolp Fernruf 2137

Stralsund Fernruf 2251

### Versorgungsgebiet

Die Provinz Pommern, Teile von Mecklenburg, der Kreis Prenzlau und die Grenzmarkkreise Deutsch-Krone, Schlochau und Nehekreis in einer Gesamtgröße von 37 000 Quadratkilometern

# Das Bollwerk

Die NS Monatszeitschrift Pommerns

(früher „Pommersche Heimatpflege“)

5. Jahrgang

Stettin, Februar 1934

Heft 1

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße Nr. 51, Fernruf: 282 95-97. Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, II., Eing. Jakobikirchplatz. Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährlich 1,50 RM, halbjährlich 3,- RM, ganzjährlich 6,- RM zuzüglich Zustellgebühren. Bezug durch alle Buchhandlungen, durch die Post und alle Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. Konto: Provinzialbank Nr. 2578.

GAULEITER WILHELM KARPENSTEIN:



18198

## Nationalsozialismus in Pommern

Pommern ist eine preußische Ostprovinz; Preußens Geschichte in ihrer ganzen Größe ist pommersches Erbe.

Das Gesicht Pommerns ist anders als das Süddeutschlands oder des Westens oder Niedersachsens. Diese dicht besiedelten Teile Deutschlands haben vom frühen Mittelalter an den ganzen Reichtum an ständischem Leben und an kultureller Durchgliederung mitgemacht, der unser Vaterland seit über 1000 Jahren auszeichnete. Dort begegnet man in jedem Bauerdorfe Zeichen einer recht frühzeitigen, eindringlichen kulturellen Entwicklung. Im preußischen Osten wurde schrittweise kolonisiert. Einem reichhaltigen bodenständigen Kulturleben in Deutschlands Mitte standen im preußischen Osten viele Jahrhunderte lang nur wenige Kolonien germanischer Pioniere gegenüber.

Darum ist Pommern ein junges deutsches Land, das Land der großen Zukunftsmöglichkeiten.

Der Sieg des Nationalsozialismus in dieser Landschaft hat das Lebensgefühl und das Bewußtsein der eigenen Kraft auf besondere Weise gesteigert. Mit dem Eindringen des Nationalsozialismus in der Landarbeiterschaft und auf unseren Bauernhöfen erwachte gleichzeitig die Ahnung im Menschen selbst, daß hier der Anfang eines bedeutsamen kulturellen Lebens marschierte. In der Gegenwart leben die Ahnherren kommender Geschlechter.

Mit dem Siegeszug des Nationalsozialismus bildete sich darum auch das bäuerliche Selbstgefühl heraus. Der Bauernstand übernahm die Führung der pommerschen Agrarpolitik.

Der eingeseffene preußische Adel sucht neue Wege nach äußerer und innerer Anteilnahme an den Geschehnissen des Dritten Reiches.

In der liberal-kapitalistischen Epoche war kein Raum für ein selbständiges deutsches Volksbewußtsein. Das Ergebnis war die unheilvolle Spaltung der Bevölkerung zwischen Reaktionären und marxistischen Klassenkämpfern. Schon in den Jahren des nationalsozialistischen Kampfes um die Macht durchdrang ein neues deutsches Volksbewußtsein breite Schichten der pommerschen Bevölkerung. Es erwachte das Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Es ist die Aufgabe der nationalsozialistischen Parteiorganisation, in allen Berufsständen des Landes dieses deutsche Volksbewußtsein zu heben und lebendig zu machen.

Auf dem Boden einer jungen Kultur wird um weltanschauliche Klarheit mit mehr Konsequenz gefochten als irgendwo anders. Weltanschauliche Klarheit für uns bedeutet, daß es nur eine Totalität in Staat, Wirt-

DM/14/50 R. 100

schaft, Gesellschaft und Kultur geben kann: die Totalität des deutschen Volkes. Es ist die höchste Einheit göttlichen Ursprungs auf der Erde. Rasse und Glaube haben sich in dieser Einheit vermählt.

Aus diesem Erlebnis erwächst das Führerprinzip. Es ist keiner Klasse und keinerlei gesellschaftlichen Ressentiments dienbar. Es ist überhaupt erst da vorhanden, wo die Ganzheit des völkischen Lebens zu tiefst innerlich erfaßt wurde, wo mit der gleichen Liebe der Arbeiter und der Besitzende umschlossen, wo die schaffende Arbeit von Faust und Stirn in ihrer ewigen Zusammengehörigkeit erlebt wurde.

In den Jahren der deutschen Zerrissenheit hat Pommern unter seinen sozialen Spannungen gelitten. Es ist unsere Aufgabe, diese Spannungen endgültig dahin zu verweisen, wo sie hingehören, in die Vergangenheit. Unsere Jugend in Stadt und Land wächst bereits ohne diese soziale Gegenfälligkeit auf. Diese traurige Zeit wird ein unbekanntes Land für alle Jungen bleiben.

In den Jahren des Kampfes um die Macht fanden die prophetischen Worte Adolf Hitlers in der pommerschen Landschaft einen ungemein fruchtbaren Boden. Pommern stellte im April 1932 den ersten Wahlkreis der absoluten Mehrheit. Pommerns Unhänglichkeit an den Führer wurde damit durch die Tat unter Beweis gestellt. Sie soll sich immer wieder dadurch bewähren, daß wir uns nicht in erster Linie als Kinder einer Landschaft, sondern als Söhne eines einzigen Volkstums fühlen, das alle Deutschen umspannt.

ERNST JARMER:

## Sozialismus im Arbeitskampf

Wir haben in Pommern einen unerbittlichen Kampf gegen die Arbeitslosigkeit aufgenommen. Dadurch ist es uns gelungen, das Jahr 1933 trotz schärfsten Frostes im Dezember mit einer Arbeitslosenziffer abzuschließen, die um 100 000 unter der des Vorjahres liegt.

Die vielen gesetzlichen Hilfen und staatlichen Darlehn haben in erheblichem Umfange die Arbeit gefördert. Trotzdem ergeben die Zahlen, daß die pommersche Wirtschaft in ihrer Gesamtheit weit mehr Arbeitskräfte eingestellt hat, als bei Notstandsarbeiten Beschäftigung fanden. Dies Ergebnis ist besonders erfreulich. Es beweist, wie nationalsozialistisches Gedankengut die pommersche Wirtschaft beherrscht. Der Nationalsozialismus stellt - und damit unterscheidet er sich grundsätzlich vom früheren System - den Menschen und das Volk in den Mittelpunkt aller wirtschaftlichen Maßnahmen. Wir vertreten das Recht auf Arbeit für jeden Deutschen, denn das Lebensrecht des Volkes verlangt Schaffungsmöglichkeit für jeden einzelnen.

Dieses Ziel kann aber nur erreicht werden, wenn alle Wirtschaftsgruppen sich ohne Rücksicht auf augenblickliche Sondervorteile zusammenschließen, um sich gegenseitig zu helfen. Früher führten nur wirtschaftliche Sonderinteressen die einzelnen Wirtschaftler zusammen. Jetzt soll gemeinsames Eintreten für das Wohl der Gesamtheit alle einigen, die wirtschaftlich zusammengehören. Leider ist dies häufig noch keineswegs der Fall. Menschen, deren wirtschaftliche Tätigkeit unmittelbar aufeinander angewiesen ist, kennen sich oft gar nicht.

Es gibt in Pommern viele wichtige Industrien. Ihre Erzeugnisse werden in nächster Nähe weiterverarbeitet und oft am gleichen Ort von den

Großhändlern an die Kleinhändler verkauft, die dann für den Absatz an den Verbraucher sorgen. Wir mußten feststellen, daß die Glieder dieser Kette vom Erzeuger zum Verbraucher, die doch möglichst gut mit einander arbeiten mußten, niemals auf den Gedanken gekommen waren, ihre Sorgen auszutauschen



Gauleiter Wilhelm Karpenstein im Gespräch mit Gauwirtschaftsberater Dr. Jarmer

und gemeinsam zu überwinden. Die einen waren ja auch Großindustrielle, die anderen Großhändler, die dritten Kleinhändler! Sie glaubten verschiedenen Gruppen anzugehören, obwohl sie doch an dem Wirtschaftsgang des gleichen Gegenstandes beteiligt waren. Hier müssen wir zu einer neuen Ordnung kommen und dürfen uns nicht scheuen, alte Einrichtungen, die sich nicht bewährt haben, abzubauen.



**Geräteausbesserung mitten im Winter**

Ebenso muß in der Landgemeinde das Gefühl nachbarlicher Zusammengehörigkeit wieder geweckt werden. Jeder muß sich für den ganzen Ort verantwortlich fühlen. Der Bauer darf nicht sagen, er wolle nur dann die Arbeitsbeschaffung fördern, wenn die übrigen das gleiche täten. Jeder muß vorbildlich wirken und mit den anderen gemeinsam dem gleichen Ziele zustreben, möglichst viele Volksgenossen auf dem Lande zu beschäftigen. Die Stadt muß ebenso auf das Land mit ihrem Verbrauch Rücksicht nehmen, wie umgekehrt sich auch das Land nach den Wünschen der Verbraucherschaft in der Stadt richten sollte.

Wir müssen immer mehr den Gedanken gegenseitiger Unterstützung lebendig machen. Als wir rieten, die Handwerker sollten bei Kreditgewährung für einander einstehen, und in der Form einer genossenschaftlichen Kredithilfe bürgen, wurden wir zunächst ausgelacht. Jetzt ist aber dieser Gedanke in die Tat umgesetzt und hat schon vielen geholfen.

Warum sollen eigentlich Hauswirte und Mieter wirtschaftliche Gegner sein? Die instandgesetzte Wohnung bedeutet doch gleichzeitig einen Vermögensvorteil für den Hausbesitzer. Ihm wird es nicht gleichgültig sein, wie die Wohnung seiner Mieter beschaffen ist. Je besser sie ausgestattet ist und je wohler sich der Mieter in ihr fühlt, desto eher wird er bereit sein, in ihr zu verweilen. Ein häufiger Wechsel der Mieter ist stets für den Hausbesitzer ein Nachteil. Abgesehen davon, steigert sich auch der Wert des Grundstücks durch die Besserung der Wohnung und eine pflegliche Behandlung. Der Mieter wird aber nur dann die Wohnung schonen, wenn der Haus-

wirt sie laufend in gutem Zustande erhält. Wieder ein Beispiel, wie Arbeit durch eine vernünftige Aussprache von Mann zu Mann geschaffen werden kann. Verbände und ihre Geschäftsführer sind dazu gar nicht nötig.

Auch zwischen den Behörden und der Bevölkerung läßt sich ein engeres Zusammenarbeiten ermöglichen. Wir haben in Pommern große staatliche Forsten, aus denen jedes Jahr viele Tausende von Festmetern Holz verkauft werden. Es kommt für die Forstverwaltung nicht darauf an, einen möglichst günstigen Preis zu erzielen. Vielmehr liegt es im Interesse der Allgemeinheit, darauf zu achten, wo die Verarbeitung des Holzes erfolgt und wie der Absatz sichergestellt wird. Wenn bei dem Verkaufe des Holzes keine Rücksicht darauf genommen wird, ob seine Verarbeitung in den Sägewerken in diesem Umfange zur festgesetzten Verkaufszeit möglich ist, wenn wiederum der Absatz der Bretter nicht zusammenstimmt mit der Tätigkeit in den Sägewerken, werden zwangsläufig Zeiten übermäßiger Beschäftigung mit solchen der Stilllegung und Entlassung von Arbeitskräften wechseln. Auch hier muß die zeitliche Aufeinanderfolge von allen Beteiligten berücksichtigt werden. Sie läßt sich oft durch eine einzige Rücksprache herstellen. Eine dauernde Arbeitsmöglichkeit kann so in den Forsten, den Sägewerken und Tischlereien geschaffen und die Schwierigkeit der Unter-

## Jeder hilft mit:



**Instandsetzung der Marienkirche Stralsund**

bringung von Arbeitskräften gerade während der Frostzeit überwunden werden.

Alle diese Beispiele, die sich leicht vermehren ließen, zeigen: der einzelne darf nicht nur nach seinem engen Gesichtskreis und nur mit dem Blick auf den eigenen unmittelbaren Vorteil Wirtschaft treiben. Jeder muß auf die Wirtschaftszweige Rücksicht nehmen, die an dem gleichen Endprodukte mitarbeiten. Nur wenn so in gegenseitiger Unterstützung ein stetes Zusammenarbeiten einsetzt, können alle Wirtschaftskreise für eine immer steigende Eingliederung möglichst vieler Arbeitskräfte in die Volkswirtschaft sorgen.

Die Arbeitsbeschaffung ist für uns ein großer Lehrmeister geworden. Sie zwang uns, den Menschen und seine Arbeitskraft in den Mittelpunkt volkswirtschaftlicher Betrachtung zu stellen. Wir haben gelernt, wie unter ganz anderen wirtschaftlichen Gesichtspunkten eine Neugliederung einsetzen muß. Auf diesem Wege werden wir 1934 fortschreiten. Nur wenn sich sozialistischer Geist auch in der Wirtschaft immer mehr durchsetzt, können wir in den nächsten Jahren das gesteckte Ziel erreichen: Auf dem verengten deutschen Lebensraum einer sich immer stärker vermehrenden Bevölkerung Arbeit und Brot zu schaffen.

## Was wir wollen:

**„Das Bollwerk“, die NS Monatszeitschrift Pommerns, ist eine Fortsetzung der „Pommerschen Heimatpflege“.**

**„Das Bollwerk“ wird Pommerns Volkstum in lebendiger Form darstellen und es wieder dem Menschen im Volke nahebringen.**

**„Das Bollwerk“ wird in vorderster Reihe für den wirtschaftlichen Aufbau Pommerns, des Ostens und des ganzen Reiches kämpfen.**

**„Das Bollwerk“ wird auch die politischen Fragen des neuen Reiches behandeln, soweit sie aus der Landschaft erwachsen.**

**„Das Bollwerk“ bringt außerdem lustige Unterhaltung, Bilder, Zeichnungen, Buchbesprechungen und Berichte aller Art.**

**„Das Bollwerk“ ist also die Zeitschrift für Wirtschaft, Kultur und landschaftliche Politik.**

**„Das Bollwerk“ ist die Zeitschrift des Volkes. Mit der Behandlung der vielen großen Lebensfragen geht sie alle an. Aber nicht nur geistiges Rüstzeug soll die neue Zeitschrift Pommerns abgeben, sie will auch den Menschen für die Arbeit und die vielen großen Aufgaben im neuen Staate vorbereiten mit:**

**Kraft durch Freude.**

MAX TIETBOHL:

## Kraft durch Freude

Seit meiner Ernennung zum Gauwart der Organisation „Kraft durch Freude“ erhalte ich mit jeder Post Anregungen und Angebote zur Mitarbeit, die beweisen, welch starken Widerhall der Gedanke des Führers der Arbeitsfront in allen Schichten unseres Volkes gefunden hat. Aus vielen dieser Zuschriften geht aber auch hervor, daß die Zielsetzung der neuen Organisation noch nicht voll verstanden ist. Noch mehr entsteht dieser Eindruck, wenn man die Aufzeichnungen der Presse und die Besprechungen über bisherige Veranstaltungen liest.

„Kraft durch Freude“ ist keine Organisation zur Veranstaltung von Deutschen Abenden und Militärfonzerten. Es ist auch nicht ihre wesentliche Auf-

gabe, den Theatervereinen Konkurrenz zu machen mit der Beschaffung billigerer Eintrittskarten oder gar „Theater für Minderbemittelte“ zu bauen. Wir wollen den Feierabend des deutschen Arbeiters nicht mit irgendwelchen Unterhaltungen füllen, die ihn ablenken von seinen täglichen Sorgen, ihn nicht als Almosenempfänger an den bürgerlichen Kultur- und Lebensgenüssen teilnehmen lassen und auch nicht in erster Linie seine Allgemeinbildung heben. Der Gedanke zu unserem Werk ist überhaupt nicht aus Mitleid und „Menschlichkeit“ geboren, sondern aus dem Willen, den Menschen in den Mietskasernen und Fabriken ein neues Verhältnis zu ihrer Arbeit zu schaffen und sie in ihrem eigenen Heimatboden Wurzel schlagen zu lassen.

Die Zielsetzung nationalsozialistischer Bauernpolitik mit der Parole „Blut und Boden“, übertragen auf die wurzellos und heimatlos gewordenen Men-



schen in den Mietskasernen unserer Städte, das ist die Aufgabe „Kraft durch Freude“.

Es wurde ein Amt für Arbeiterwohnungen und Siedlungen gegründet aus dem Gedanken, daß rassische und völkische Gesundung nicht allein aus dem Bauerntum kommen kann, sondern daß die Voraussetzungen geschaffen werden müssen für das Heranwachsen eines an Leib und Seele gesunden Geschlechts in den Wohnvierteln unserer Städte. Das Amt hat seine Arbeit schon begonnen. Im ganzen Aachener Kohlengebiet werden alle Mietskasernen und Wohnhäuser niedergelegt, um nach einem einheitlichen großen Plan Einzelwohnungen zu bauen, in denen jeder Bergarbeiter zum eigenen Haus ein Stück Ackerland hat, um wieder sesshaft zu werden und gesunde Kinder großziehen zu können. Im oberschlesischen Kohlenrevier ist dieselbe Aufgabe schon in Angriff genommen. In allen Provinzen und Städten Deutschlands werden in demselben Sinne Industrie-Siedlungen entstehen und zunächst die schlimmsten Elendsquartiere der Großstädte verschwinden.

Eng mit dieser Aufgabe verbunden ist die Arbeit des Amtes für Schönheit der Arbeit, das ein neues Verhältnis des Arbeiters zu seinem Werk und Beruf herstellen soll. Die Fabrikbetriebe sollen freundlich, hell und sauber sein. Es ist nicht die Aufgabe dieser Ämter, die Gewerbeaufsichten zu ersetzen, durch Anordnungen und Strafandrohungen die hygienische Einrichtung des Betriebes zu verbessern, sondern jeder einzelne Angehörige des Betriebes soll wieder Mitarbeiter sein, soll nicht nur seine Maschine, sondern das ganze Werk kennen und sich mit verantwortlich fühlen. Wenn Betriebsleiter und Belegschaft wieder gelernt haben in gemeinsamer Arbeit ihren Stolz daran zu setzen, den Betrieb innen und außen zu dem freundlichsten und mit seinen Leistungen besten zu machen und in vorbildlicher Kameradschaft zusammenzuarbeiten, ist auch erst die Wohnungs- und Siedlungsfrage endgültig zu lösen, die vorher immer an dem schnellen Wechsel der Belegschaft scheiterte.

Das Amt Reisen und Urlaub wird schon Mitte Februar aus allen größeren Städten Deutschlands die ersten Ferienzüge mit je 1000 Arbeitern starten lassen, die ohne Kosten für Reise und Unterbringung 10 Urlaubstage in den schönsten Gebirgslandschaften Deutschlands verbringen werden. Die Arbeit auf diesem Gebiete soll sich jedoch nicht darauf beschränken, verbilligte Ferienfahrten zu organisieren, sondern die Aufgabe lautet hier, in der Sozialgesetzgebung für jeden deutschen Arbeiter einen ausreichenden Jahresurlaub zu sichern und durch Sonderfahrten und Besichtigungen zum eigenen Reisen und Kennenlernen unseres Vaterlandes anzuregen. Für die jungen Menschen aus den Büros und Betrieben werden gleichzeitig Ferienlager und Schulungslager gebildet.

Einige solcher Lager werden auch in Pommern schon vorbereitet, in denen die jungen Menschen aus den Städten zur Verbindung mit dem Boden und einer gesunden Lebensweise geführt werden sollen.

Das Sportamt hat ebenfalls seine Tätigkeit schon aufgenommen. In Stettiner Turnvereinen werden heute schon ganze Belegschaften als Gastzellen in gesunden, volkstümlichen Leibesübungen unterrichtet. Es sollen hier natürlich keine Sportspezialisten und Spitzenleistungen gezüchtet werden, sondern der Zweck ist die Erziehung des ganzen Volkes zu einer neuen Körperkultur.

Das Amt für Schulung und Ausbildung ist Träger der weltanschaulichen Schulung, die sich nicht allein auf Abendkurse und Lehrgänge beschränkt, sondern bei allen Gemeinschaftsfahrten, in Schulungs- und Ferienlagern und in den Betrieben selbst die Erziehung zu nationalsozialistischer Anschauung und Haltung überwacht. Dazu übernimmt dieses Amt die Berufsausbildung, stellt Kurse für Fremdsprachen und Allgemeinbildung zur Verfügung, die dem Strebsamen Gelegenheit geben, seine Kenntnisse zu erweitern und seine Fähigkeiten voll auszunutzen.

Ein Amt für Heimat und Volkstum wurde geschaffen, um alte Volksgüter aus den kleinen Zirkeln derer, die sie bisher bewahrten und pflegten und aus den Museen wieder ans Licht zu holen und lebendig zu machen, um den Menschen der Städte die heimatliche Landschaft und die Geschichte ihrer Heimat wieder näher zu bringen. Dieses Gebiet umfaßt sowohl die Pflege alter Bräuche und Tänze, Lieder, Märchen und Sagen, als auch die Förderung heimatlicher Handwerks- und Heimkunst. Wir wollen uns nicht damit begnügen, in Ausstellungen und Abendveranstaltungen all das an das Volk heranzutragen, sondern wollen direkt in die Betriebe gehen. Werkscharen und Stoßtrupps sollen mitten in der Belegschaft um Verständnis werben für alte echte Bräuche und Spiele und darüber hinaus anregen zu eigenem Mitschaffen. Zu diesem Aufgabengebiet gehören auch Heimatschutz, Naturpflege und Schutz der Landschaft. Die Männer, die diese Aufgaben übernehmen, werden mit dem Siedlungsamt und mit dem Amt für Schönheit der Arbeit zusammenwirken, um Entstellungen und Verschandelungen des Landschaftsbildes zu beseitigen und zu verhindern.

Das Kulturamt hat in Berlin schon ein eigenes Theater der Organisation geschaffen. Daraus ist nicht zu schließen, daß die Absicht besteht, in allen Städten eigene Theater der Organisation zu bauen, die den Eindruck erwecken könnten, als ob hier neben den bestehenden Theatern Pflegestätten einer Art „Arbeiterkultur“ entstehen sollen, die gerade verhindern würden, was wir erreichen wollen: Das ganze Volk zum Träger einer echten Volks-

kultur zu machen. Es ist aber ebenso klar, daß wir uns nicht darauf beschränken können, den Minderbemittelten den Besuch der bestehenden Theater zu ermöglichen, da hierdurch immer nur ein kleiner Kreis in größeren Städten umfaßt würde und nie zu erreichen wäre, daß das ganze Volk lebendigen Anteil nimmt. Wir wollen uns auf diesem Gebiete ebenso um den Arbeiter = Mandolinenklub und Männergesangsverein kümmern, wie um alte Volksspiele und künstlerische Sprechhöre. Spielscharen sollen auf dem Dorfanger ihre Vorstellungszelte aufschlagen und zwischen den Betrieben wollen wir Wettfingen veranstalten, um die Teilnahme des Volkes zu wecken.

Dem schlechten Vldruck in der guten Stube und dem Ritsch auf allen Gebieten wollen wir den Kampf ansagen und durch gute Ausstellungen die Urteilskraft gegenüber den Erzeugnissen der bildenden Kunst wecken.

Man könnte uns entgegenhalten, daß all diese Aufgaben schon in der Vergangenheit in Angriff genommen wurden, daß die Mitgliederlisten der Männergesangsvereine und Sportvereine große Ziffern aufweisen, daß es ebenso schon Heimatschutzbünde und Pflegestätten für Volkstum und Volkskunst wie Abendschulen und Bildungsveranstaltungen gibt und gegeben hat. Darauf wäre zu erwidern, daß noch nie vorher diese ganzen Arbeiten und Organisationen zu einer einheitlichen Gesamtaufgabe mit einem großen Ziel zusammengefaßt wurden. Die bisher bestehenden Organisationen konnten nie etwas ganzes

erreichen, da sie immer auf einem Spezialgebiet ohne Zusammenhang mit den anderen Lebensgebieten tätig waren. Im Sportverein wurden Menschen erzogen, die neben dem Beruf nur dieses sportliche Betätigungsgebiet kannten und im Männergesangsverein eine unerwünschte Konkurrenz ihres eigenen Vereins sahen. Wir wollen diese Fehler nicht wiederholen. Es genügt uns nicht, Sport, Gesang und Spiele in kleinen Zirkeln und an Vereinsabenden zu üben und zu pflegen, sondern wir wollen Gesang und Körperkultur in den Alltag der Menschen tragen, in sauberen, freundlichen Wohnungen und einer neuen Freude an der Berufsarbeit die Voraussetzungen schaffen, daß hier alles zum Ausdruck einer neuen Lebenshaltung wird. Es wird deshalb die Hauptaufgabe jedes Führers der Organisation „Kraft durch Freude“, sein, zu verhindern, daß in den einzelnen Ämtern und Arbeitsgebieten Spezialisten sitzen, die nur ihre Einzelaufgabe sehen und nicht den Sinn des Ganzen begreifen.

Wir wissen, daß man eine Kultur nicht organisieren und lebendige Volkskunst nicht anordnen kann, aber wir kennen auch die Kräfte, die in unserem Volke durch unsere Revolution freigelegt worden sind. In dem ersten Jahre der Revolution haben wir alle die aufgebauten Hindernisse, Klassen und Parteien zertrümmert und die Quellen der Volksvergiftung verstopft. Nun wollen wir alle gesunden Kräfte wecken, damit die Volkwerdung der deutschen Nation Wirklichkeit wird.



Strandbefestigungen gegen die nagende See

# Der Arbeitssieg des Kreises Rummelsburg

Der Aufruf unseres Führers, jedem arbeitslosen Volksgenossen Arbeit und Brot zu verschaffen, wurde in unserem Kreise mit Freuden begrüßt.

In der klaren Erkenntnis, daß die Arbeitsschlacht nur dann gewonnen werden konnte, wenn der Angriff ohne Rücksicht auf die vorhandenen Schwierigkeiten auf der ganzen Front schlagartig einsetzte, wurde Anfang August v. J. ein Arbeitsplan aufgestellt mit dem Ziele, sämtliche vorhandenen Erwerbslosen innerhalb 3 Tagen in Arbeit und Brot zu bringen. Dieser Plan wurde in einer grundlegenden Besprechung mit den Amts- und Gemeindevorstehern, den Ortsgruppenleitern der NSDAP, den führenden Wirtschaftlern des Kreises und den Inhabern größerer Betriebe bekanntgegeben. Aber dem Inhalt der Besprechungen stand der Leitsatz: Schwierigkeiten sind dazu da, um mit eisernem Willen überwunden zu werden. Denn Schwierigkeiten waren in reichlichem Maße vorhanden. Der Kreis Rummelsburg hatte zu dieser Zeit noch 1300 Erwerbslose. Durch die ungeheure Belastung mit Ausgaben für die Wohlfahrtserwerbslosenfürsorge war er finanziell so geschwächt, daß er sich in keiner Weise an der Finanzierung des Arbeitsbeschaffungsprogramms beteiligen konnte. Doch gerade an den anscheinend unüberwindlichen Schwierigkeiten staute sich die Energie aller Beteiligten. Mit einem wahren Feuereifer ging man an die Arbeit. - Und der Sieg war unser! Am 7. August v. J. - also innerhalb 3 Tagen nach Beginn der Vorbereitungen - war der Kreis Rummelsburg restlos frei von Arbeitslosen.

Wie war das möglich?

Zunächst einmal dadurch, daß sämtliche Beteiligten die von mir entwickelten Richtlinien als richtig und zum Ziele führend anerkannten und sich daher willensmäßig mit aller Energie in den Dienst der Sache stellten. Es wurde allgemein festgestellt, daß in unserem Kreise Arbeitsmöglichkeiten in reichlichem Maße vorhanden seien. In jeder Gemeinde waren Arbeiten seit einer Reihe von Jahren zurückgestellt worden, um bessere Zeiten abzuwarten, weil man den Glauben an eine Aufwärtsentwicklung noch nicht verloren hatte. Gemeindeweise wurde zunächst ein großer Teil der Arbeitslosen zu Erntearbeiten eingeteilt. Der Rest konnte in der Hauptsache bei Meliorationen und Straßenbauten auf dem Wege der Notstandsarbeit eingestellt werden. In erfreulicher und dankenswerter Weise nahm auch die Privatwirtschaft Neueinstellungen vor. Eine große Freude war es mir jedenfalls, als am 7. August v. J. in sämtlichen Gemeinden des Kreises und auch in der Stadt Rummelsburg festgestellt werden konnte, daß sämtliche Arbeitslosen untergebracht seien.

Während der Erntearbeiten wurde Zeit dafür gewonnen, neue Arbeiten vorzubereiten. Auf diese Weise war es möglich, die nach den Erntearbeiten frei werdenden Arbeitslosen wieder anderweitig einzusetzen. Auch die Kartoffelernte brachte eine Atempause, die dazu benutzt wurde, das Winterarbeitsbeschaffungsprogramm aufzustellen und auszuarbeiten



**Unland wird durch gemeinsame Arbeit zu fruchtbaren Wiesen**

mit dem Erfolge, daß es gelungen ist, sämtliche Arbeitslosen des Kreises seit dem Beginn der Arbeitsschlacht - selbst während der Frostperiode - in Arbeit zu halten. Die in Gang gebrachten Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen waren sogar so umfangreich, daß die im Kreise Rummelsburg vorhandenen Arbeitslosen nicht ausreichten, um alle Arbeiten planmäßig auszuführen. Ich konnte daher dazu übergehen - selbst auch während des Winters - rund 500 Arbeitslose aus Nachbarkreisen (Stolp und Bütow) in den Kreis Rummelsburg zu übernehmen.

Nachdem einzelne Arbeitsvorhaben schon zu Ende geführt worden sind, befinden sich gegenwärtig noch folgende Notstandsmaßnahmen im Gange:

- a) 26 größere Meliorationen mit insgesamt 112 000 Tagewerken, bei denen 829 Aufbaurbeiter Beschäftigung finden.
- b) 17 größere Forstarbeiten mit insgesamt 86 000 Tagewerken und gegenwärtig 448 Beschäftigten.
- c) 10 Straßenbau-Projekte mit insgesamt 136 700 Tagewerken. Hier haben zur Zeit rund 300 Volksgenossen Arbeit gefunden. Außerdem wird eine Anzahl von Arbeitslosen bei dem Bau von Gemeindewegen und bei Dorfstraßenpflasterungen beschäftigt.
- d) Kleinere Arbeitsvorhaben sind gemeindeweise zu „Sammelnotstandsarbeiten“ zusammengefaßt worden.



**Aus dem hartgefrorenen Boden werden Steine geerntet**

Bei insgesamt 54 größeren Aufbauarbeiten mit zusammen rund 350 000 Tagewerken werden daher zur Zeit rund 1600 Aufbauarbeiter beschäftigt. Hier- von stammen aus den Kreisen Stolp und Bütow rund 500 und der Rest aus dem Kreise Rummelsburg.

Der Kreis Rummelsburg hat noch ein fast un- übersehbares Arbeitsgebiet vor sich. Denn seit Jahrzehnten sind insbesondere die Melio- rationen in unserem Kreise stiefmütterlich behandelt worden, weil das nötige Verständnis für diese wert- vollen Maßnahmen fehlte. Die Folge hiervon ist, daß in unserem Kreise, der rund 105 000 Hektar Nutz- fläche umfaßt, heute noch rund 12 000 Hektar dringend meliorationsbedürftig und rund 80 Kilometer Fluß- lauf zu regulieren sind.

Fast alle landwirtschaftlichen Betriebe des Kreises haben unter dem Mangel an guten Wiesen zu leiden. Da der Mineralboden wegen seiner durch- schnittlich geringen Ertragsfähigkeit zur Nutzung als Grünland nicht geeignet ist, außerdem aber auch als Acker dringend gebraucht wird, kommen zur Verwen- dung als Wiese und Weide nur Moorflächen in Frage. Solche sind zwar in ausreichendem Maße vorhanden; aber die Flußtäler mit ihren Niedermoorwiesen sind sumpfig und liefern nur minderwertiges Heu. Die übrigen Moorflächen in kleineren und größeren Bodensenken sind ihrem Charakter nach Übergangs- und Hochmoore, bewachsen mit Birken, Krüppel- kiefern, Heidekraut, Moos und Seggen. Alle diese Moorflächen können durch sachgemäße Bearbeitung, Düngung und Ansaat in hochwertige Wiesen um- gearbeitet werden.

Voraussetzung für die Erreichung dieses Zieles ist zunächst die Schaffung ausreichender Vorflut. In den Flußtälern werden zu diesem Zweck die Wasser- läufe begradigt und so tief profilmäßig ausgebaut, daß

die Senkung des Grund- wasserstandes auf 0,60 bis 0,80 Meter unter Ge- lände möglich ist. Im Zu- sammenhang mit der Sen- kung des Wasserspiegels der Flußläufe ist zuweilen auch die Senkung des Wasserspiegels der Bin- nenseen notwendig. Je- doch wird hierbei beachtet, daß die Fischerei keinen Schaden erleidet. Beson- dere Hindernisse bei dem Ausbau von Bachläufen bilden häufig zu flach lie- gende Chauffee-Durchlässe. Meistens müssen die Durchlasssohlen nach Ver- tiefung betoniert werden, um für die Standsicher- heit der Fundamente Sorge zu tragen.

Die Schaffung ausreichender Vorflut für die Hoch- moorflächen ist gewöhnlich einfacher, weil bei genügen- dem Gefälle nur Gräben mit 0,50-0,60 Meter Sohlenbreite und 1,40-1,60 Meter Tiefe ausgehoben zu werden brauchen. Schwieriger wird die Vorflut- beschaffung, wenn mineralische Höhenzüge durch- brochen und Rohrleitungen in 5 und mehr Meter Tiefe verlegt werden müssen. Nach Ausbau der Vorflut erfolgt die Binneneutwässerung durch Ausbau von Binnengräben, Ver- legen von Röhren-, Kasten- oder Stangendrains.

Vor der Umarbeitung werden die Moorflächen, sofern sie Baumbestand haben, abgeholzt und gerodet. Erst wenn die Moorflächen von Bäumen, Stubben und Sträuchern befreit sind, beginnen die eigentlichen Kultivierungsarbeiten. Diese werden am sorgfältig- sten durch Verwendung mit Hacke und Spaten aus- geführt, weil dann die alte Narbe so nach unten ge-



**Steinschlag für neue pommersche Straßen**

bracht wird, daß sie völlig verschwindet und besser zerkleinert wird. Weil diese Arbeit am zweckmäßigsten durch Handarbeit ausgeführt wird, eignet sie sich ganz besonders zur Beschäftigung von Erwerbslosen. Aber auch die Düngerindustrie und die Saatgutwirtschaften erhalten durch die Ausführung von Meliorationen in sehr großem Umfange Arbeitsaufträge. Denn zur vorschriftsmäßigen Düngung einer Hochmoorfläche werden ca. 160 bis 200 Zentner Kalkmergel, 8 Zentner Kali, 12 Zentner Thomasmehl und 2 Zentner Stickstoff gebraucht. Ein großer Teil des Kalkmergels wird in den örtlich vorhandenen Mergellagern gewonnen und verwertet, was wieder neue Arbeitsmöglichkeiten im hiesigen Kreise schafft. Auch der Eisen- und Stahlindustrie werden Arbeitsaufträge durch Bestellung von Kulturgeräten zugeführt. Volkswirtschaftlich gesehen sind diese Meliorationsmaßnahmen ganz besonders wertvoll, weil sie die Nutzfläche des Kreises erheblich vergrößern, die Existenzfähigkeit des einzelnen festigen und damit u. a. auch die Steuerkraft der Kreisbevölkerung heben. Durch Vermehrung des Viehstandes wird auch eine Mehrerzeugung von animalischem Dünger erzielt, der dem hungrigen Sandboden des Kreises sehr zugute kommt.

Alles in allem kann festgestellt werden, daß die Durchführung von Moor- und Ödlandkultivierungsarbeiten das wirksamste Mittel dafür ist, das deutsche Volk hinsichtlich der Ernährungsfrage unabhängig vom Ausland zu machen. Für die Kreisverwaltung ergibt sich ferner noch die erfreuliche Tatsache, daß die Meliorationen durchweg ohne jede finanzielle Hilfe des Kreises durchgeführt werden können. Deshalb ist auch die Mehrzahl der Notstandsarbeiter bei diesen Arbeiten angesetzt worden.

Auch auf forstwirtschaftlichem Gebiete ergeben sich im Kreise noch umfangreiche Arbeitsmöglichkeiten, zumal der Kreis annähernd zur Hälfte Waldfläche ist. Durch den Raubbau in den früheren Jahren sind riesige Flächen kahlgeschlagen und verödet. Diese Devastation des Waldbestandes wurde außerdem noch durch Spannerfraß gestärkt. Für die Pflege des noch verbliebenen Waldbestandes hatten die Waldbesitzer auch nicht mehr viel übrig, weil der Holzpreis in den letzten Jahren fast unter der Wirtschaftlichkeitsgrenze

angelangt war. Da jetzt durch die nationalsozialistische Regierung die Gewähr für eine Aufwärtsentwicklung gegeben ist, ist auch bei den Waldbesitzern wieder das Interesse für den Aufbau des Waldes erwacht. 500 zusätzliche Arbeitskräfte sind gegenwärtig dabei beschäftigt, diesen Aufbau in Angriff zu nehmen.

Zur weiteren erfolgreichen Bekämpfung der Arbeitslosigkeit werden im Kreise Rummelsburg eine ganze Reihe von Chaussee-Neubauten als Notstandsmaßnahmen durchgeführt. Die sehr hügelige Struktur des Kreises ist hierbei für die Arbeitsbeschaffung besonders günstig. Umfangreiche Erdarbeiten, die ausnahmslos von Hand ausgeführt werden, eignen sich ganz besonders zur Beschäftigung solcher Arbeiter, die durch langjährige Arbeitslosigkeit zum Teil vollkommen einer regelmäßigen Tätigkeit entwöhnt waren. Auch braucht auf die Berufe der einzelnen Arbeiter keine Rücksicht genommen zu werden,



**Selbst schärfster Frost hält den lebensnotwendigen Straßenbau nicht auf**

da bei der Ausführung von Erdarbeiten Fachkenntnisse nicht erforderlich sind. Soweit die Straßenzüge durch Waldgebiete führen, sind oft recht erhebliche Rodungsarbeiten notwendig. Auch das Werben von Materialien, Kies, Lehm und Feldsteinen wird durch Notstandsarbeiter ausgeführt.

Da hier ein Mangel an Steinschlagern besteht, werden die Steinschlagarbeiten, die auch während der Frostperiode ausgeführt werden können, jetzt von ungelerten Arbeitern unter der Anleitung von geübten Steinschlagern vorgenommen. Auf diese Weise ist einer Anzahl von Arbeitern eine neue Erwerbsquelle erschlossen worden, die ihnen voraussichtlich auch für die Zukunft Arbeit und Brot bietet.

Die Kosten der Chausseeneubauarbeiten werden zum größten Teil, soweit es sich um Löhne handelt,

durch die Grundförderung gedeckt. Zur Finanzierung der hierdurch nicht gedeckten Kosten - insbesondere der Materialien - sind dem Kreise Mittel aus der Osthilfe und langfristige Darlehen aus dem 3. Arbeitsbeschaffungsprogramm (Reinhardt-Programm) zur Verfügung gestellt worden. Auf diese Weise ist es möglich geworden, bei den zur Zeit im Bau befindlichen rund 60 Kilometer neuer Chaussees durchschnittlich 300 Arbeiter für längere Zeit zu beschäftigen.

Auch den Gemeinden wurde im Rahmen der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen die Möglichkeit gegeben, ihre Wegeverhältnisse zu verbessern. Der Kreis unterstützt diese Vorhaben durch Ausarbeitung der Projekte und Beaufsichtigung der Arbeiten. Außerdem gewährt er zur Durchführung von Pflasterungsarbeiten einen Zuschuß bis zu 0,50 RM je Quadratmeter hergestelltes Dorfstraßenpflaster. Hierfür ist ein Betrag von 5000,- RM jährlich ausgeworfen worden. Die Kosten der Wegebauarbeiten werden im übrigen fast restlos aus der Grundförderung bestritten. Auf dem Wege der Notstandsarbeit werden die Steine von den Feldern geworben und geschlagen. Die Anfuhr erfolgt im Gemeindedienst durch die ortsansässigen Landwirte. Die Regulierungsarbeiten für das Planum der Wege und die Pflasterung selbst werden ebenfalls durch Notstandsarbeiter ausgeführt. Die Grund-

förderung und die verhältnismäßig geringe Pflasterungsbeihilfe des Kreises reichen aus, um die Arbeiten ohne besondere Inanspruchnahme der Gemeinden zu bezahlen.

\*

Restlose und dauernde Beseitigung der Arbeitslosigkeit, Förderung der Kultur und Wirtschaft, Steigerung des Bewußtseins, daß es ein Segen ist, sein täglich Brot verdienen zu können, das sind hier die Ziele zur Verwirklichung des nationalsozialistischen Grundgedankens im Wege der Arbeitsbeschaffung. Der erste Schritt hierzu ist getan. Unendlich viel bleibt noch zu tun übrig.

Am 1. Mai v. J. prägte der Führer auf dem Tempelhofer Feld das Wort, daß das Problem der Arbeitslosigkeit nicht in den Sternen gelöst werden könne. Er wollte uns damit sagen, daß wir nicht auf irgend ein großes Wunder von oben warten dürfen, sondern daß dieses Problem nur von unten her angepackt und gelöst werden könne. Der Sieg des 12. November legt uns eine ungeheure Verpflichtung auf, denn an diesem Tage hat sich nicht nur der Arbeiter, sondern auch das Millionenheer der Erwerbslosen zu unserem Führer bekannt. Diese ärmsten und treuesten unserer Volksgenossen dürfen in ihrer Hoffnung nicht betrogen werden. Treue um Treue.

FRIEDRICH SCHINKEL:

## Kolonisation Friedrichs des Großen

Mit dem Siedlungsprogramm, dessen Durchführung der Nationalsozialismus in den letzten Monaten in Angriff genommen hat, ist die große kolonisiatorische Überlieferung des Mittelalters wieder aufgenommen worden.

In der neueren deutschen Geschichte ist nur einmal ein entsprechender Versuch gemacht worden, im 18. Jahrhundert durch die friderizianische Wirtschaftspolitik, die in gewissem Sinne der nationalsozialistischen Ostkolonisation bereits vorgearbeitet hat. Die friderizianische Wirtschaftspolitik ist für uns insofern von ganz besonderem Interesse, als sie schon in das kapitalistische Zeitalter fällt; während bekanntlich die mittelalterliche Ostbewegung sich zu einer Zeit vollzog, wo von einer kapitalistischen Entwicklung im modernen Sinne noch keine Rede sein konnte. Womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß nicht auch die mittelalterliche Ostkolonisation in mancher Hinsicht beispielgebend für die gegenwärtigen Aufgaben sein kann. So hat die mittelalterliche Siedlungsbewegung bereits einen ganz modernen Wirtschaftsgrundsatz gekannt und befolgt, indem die bäuerliche Kolonisation von vornherein durch eine städtische und gewerbliche ergänzt und zum Teil überhaupt erst ermöglicht wurde.

Dieser Wirtschaftsgrundsatz des Mittelalters, die Existenzmöglichkeit der bäuerlichen Siedlung durch eine entsprechende städtische und gewerbliche Kolonisation zu sichern, ist dann von Friedrich dem Großen übernommen und in einer der modernen wirtschaftlichen Situation entsprechenden Form verwirklicht worden.

Bei den ungünstigen Verkehrs- und Absatzverhältnissen im Osten wird der Erfolg einer Ansiedlungspolitik immer davon abhängig bleiben, ob es gelingt, in dem Siedlungsgebiet selbst neue Absatzmärkte zu erschließen. Erst durch die von Friedrich II. planmäßig durchgeführte industrielle Ostkolonisation wurde die Lebensfähigkeit der bäuerlichen Ostsiedlung gesichert. Nur so war es möglich, 300 000 Bauern in Preußen nicht nur anzusiedeln, sondern sie zugleich in der neuen Heimat fest zu verwurzeln. Die Ansetzung von Industrie in den Ostprovinzen, die ja an sich über natürliche Bodenschätze kaum verfügen, wurde erleichtert durch den großzügigen Ausbau der Verkehrswege, insbesondere der Wasserstraßen. Durch den Bau des Bromberger, der Plauenschen und des Sinowkanals wurden die drei östlichen Wasserstraßen, die Elbe, Oder und Weichsel miteinander verbunden und so die billige Beförderung der für den Aufbau

der ostelbischen Industrie notwendigen Grundstoffe ermöglicht. Durch die gleichmäßige Verteilung der Industrie über das ganze Land wurden zugleich die gefährlichen sozialen Nebenerscheinungen einer Industrialisierung ausgeschaltet.

Da durch die gleichmäßige Verteilung der Fabriken die Zahl der Arbeiterschaft an einem Orte verhältnismäßig klein blieb, stieß ihre Eingliederung in die agrarische Grundstruktur des Landes auf keine wesentlichen Schwierigkeiten. Die Einordnung erfolgte in der Form, daß die Fabrikarbeiter durch eine landwirtschaftliche Nebenbeschäftigung an den Grund und Boden gebunden blieben, womit sie zugleich von den wirtschaftlichen Konjunkturschwankungen bis zu einem gewissen Grade unabhängig wurden. Während durch die frühkapitalistischen Krisen schon damals in Frankreich und England ein großer Teil der Fabrikarbeiterschaft auf die Straße geworfen und damit der Verelendung, ja dem Hungertode preisgegeben wurde, gab es in Preußen, selbst nach dem Siebenjährigen Kriege, keine Arbeitslosigkeit. Im Gegenteil, in Preußen fanden damals zahlreiche im Ausland erwerbslos gewordene Arbeiter Brot und Beschäftigung. Da die Fabrikarbeiter nicht der Landwirtschaft, sondern dem städtischen Proletariat entstammten, so wird man sagen können, daß durch diese Form der Industrialisierung das Anwachsen der proletarischen Schicht eher gehemmt als gefördert wurde. Die agrarische Grundstruktur des Landes wurde jedenfalls durch die industrielle Kolonisation Friedrichs nicht zerstört, sondern gefestigt.

Allerdings war auch das friderizianische Preußen nicht mehr ein ausgesprochener Agrarstaat. Schon damals war Preußen auf die Einfuhr ausländischen Getreides angewiesen, um seine ständig wachsende städtische und gewerbliche Bevölkerung ernähren zu können. Sowohl die landwirtschaftliche wie die industrielle Kolonisation Friedrichs erfolgten in Formen, die nicht von dem sogenannten freien Willen des Einzelnen, sondern von dem gesamtstaatlichen Interesse bestimmt wurden. Die Wirtschaftsform war nicht frei, sondern gebunden. Zwar wurden den bäuerlichen Siedlern manche Freiheiten gewährt, die bäuerliche Erbuntertänigkeit als solche blieb jedoch im wesentlichen unangetastet. Das friderizianische Preußen war eben keine Bauerndemokratie, sondern ein ständisch gegliederter Militärstaat, in dem jeder Stand seine ganz besonderen Aufgaben und Funktionen hatte. Aufgabe des Bürgertums war die Förderung des Handels und der Industrie. Aufgabe des Bauern war es, die Militär- und Steuerlast zu tragen. Vorrecht und Pflicht des Adels blieb die Besetzung der höheren Stellen in Armee und Verwaltung. Auf der Schollenpflichtigkeit des Bauern beruhte die adlige Gutsherrschaft, auf der staatlichen Überwachung der adligen Grundherrschaft die Erhaltung des Bauernstandes. Die bevorrechtigte Stellung, die der Landadel gerade in Ostelbien gewonnen hatte, lag be-

gründet in der führenden Rolle, die der ritterliche Adel von vornherein bei der Eroberung und Kolonisation des deutschen Ostens gespielt hatte. Sämtliche bäuerlichen Ansiedlungen während der ostdeutschen Kolonisation erfolgten auf grundherrlichem Boden. Einen völlig unabhängigen und selbständigen Bauernstand hat es im Osten im Gegensatz zu der Entwicklung in Westdeutschland niemals gegeben.

Wenn die grundherrliche Verfassung des Landes dann auch sehr bald unter der Einwirkung der kapitalistischen Entwicklung ihren Sinn und ihre Berechtigung verloren hat, wenn die Führer gewechselt haben und der alte Adel seinen Namen zum größten Teil nicht mehr zu Recht trägt, der altpreussische Korpsgeist mit seiner Disziplin und Sachlichkeit, der wie geschaffen ist für eine autoritäre Führung, hat sich bis heute lebendig erhalten. Diesen preussischen Korpsgeist sinnvoll in den Gedanken der Ostkolonisation einzubauen, wäre eine Aufgabe, die das friderizianische Erbe noch einmal für die Gegenwart fruchtbar machen würde. Mag die alte grundherrliche Verfassung des friderizianischen Zeitalters von der Entwicklung längst überholt sein, so wird die deutsche Siedlung im Osten im Gegensatz zur slawischen doch immer einen herrschaftlichen, sozial-aristokratischen Grundzug behalten müssen. So paradox es wirken mag, daß in den engraumigen deutschen Siedlungsgebieten der mittlere und größere Landbesitz den sozialen Charakter der Landschaft bestimmt, während in den weiträumigen slawischen Ländern Kleinbauern ohne fremde Hilfe den größten Teil der landwirtschaftlichen Fläche bewirtschaften, so liegt dieser Erscheinung doch ein tiefer nationalpolitischer Sinn zu Grunde.

Es erscheint daher auch durchaus abwegig, um jeden Preis nun in den ostelbischen Provinzen die Dichtigkeit der entsprechenden benachbarten slawischen Siedlungen erreichen zu wollen. Allzu große Bevölkerungsdichte auf wenig ertragreichem Boden kann unter Umständen nicht zur Stärkung, sondern zur Schwächung des betreffenden Landes führen. Die Bildung und Entstehung eines Landproletariats können sich vielleicht noch die slawischen Länder mit ihrer anspruchslosen Bevölkerung, niemals aber die deutschen - zumal an der Grenze - leisten. Nicht darauf kommt es an, daß im Osten möglichst viele selbständige Klein- und Kleinstsiedler angesetzt werden, die, nachdem sie sich einige Jahre recht und schlecht durchgeschlagen haben, ihre Stelle wieder verlassen. Die wichtigste Aufgabe besteht vielmehr darin, größere Bauernstellen zu schaffen, die sich wirtschaftlich behaupten können und die nunmehr auf einer neuen sozialen Grundlage die Aufgaben übernehmen, die einst im friderizianischen Preußen der Landadel zu leisten hatte. Ob und wie weit es möglich sein wird, diese bäuerliche Kolonisation durch eine industrielle nach dem frideriziani-

schen Beispiel zu unterbauen, läßt sich heute noch nicht übersehen. Ansätze dazu sind ja bereits gemacht. Allerdings wird sich auch so eine völlige landwirtschaftliche Autarkie nicht erreichen lassen. Diese Abhängigkeit Deutschlands von landwirtschaftlicher Einfuhr braucht keineswegs eine Schwäche, sie kann vielmehr unter Umständen sogar eine Stärke bedeuten. Gerade die friderizianische Wirtschaftspolitik bietet ein Beispiel für die politischen Möglichkeiten eines richtig geführten Außenhandels. Indem Friedrich II. die preussischen Industrieerzeugnisse in Austausch gab gegen die polnischen Agrarprodukte, gelang es ihm,

zwischen Ost- und Westeuropa einen in sich geschlossenen Wirtschaftsraum zu schaffen, womit Preußen nach außen fast völlig unabhängig wurde.

Allerdings steht heute Deutschland im Osten nicht mehr ein politisch ohnmächtiges und wirtschaftlich abhängiges Polen gegenüber, sondern ein politisch und wirtschaftlich selbständiger und unabhängiger polnischer Militärstaat. Andererseits bestehen jedoch auch heute Möglichkeiten einer wirtschaftlichen Ergänzung zwischen Deutschland und den Oststaaten, die eine künftige politische Zusammenarbeit wirksam vorbereiten könnten.

HORST VON TEICHMAN:

## Durch Siedlung zur neuen Gemeinde

Wir verfügen heute auf dem Gebiet der Siedlung über eine Erfahrung von fast 50 Jahren, und wenn wir zurückblicken, so müssen wir feststellen, daß es eine Zeit vielversprechender Ansätze und sehr viel guten Willens war, daß aber ebensoviel Enttäuschungen und Fehlschläge eingetreten sind. Die Hoffnungen des Volkes und des Staates sind nur zum geringen Teil erfüllt worden. Das Ziel, das sich die Schöpfer des Siedlungsgedankens gesetzt hatten, konnte nicht im entferntesten erreicht werden.

Die Gründe hierfür sind mannigfaltig, sie lassen sich nicht auf einen Nenner bringen. In dem ersten Abschnitt der neuzeitlichen Siedlung von 1890 bis zum Weltkrieg hatte der Siedlungsgedanke, wie er vom Staat gewollt wurde, vordringlich eine außenpolitische Richtung, nämlich die, dem eindringenden Slaventum im immer menschenleerer werdenden Osten einen Bauernwall entgegenzusetzen. Die steigende Industrialisierung mit ihrem wahnsinnigen Menschenbedarf und -verbrauch zog wie ein Motor alle Kräfte zur Stadt und stand so dem Siedlungsgedanken entgegen. Trotz eines hohen Geburtenüberschusses und trotz einer jährlichen Auswanderung von 50 bis 150 000 Deutschen war ein wirklicher Siedlungswille im Volk nicht zu verspüren. Es war nicht Träger und Vortreiber einer neuen Kolonisation. Das tat mehr oder weniger mühsam der Staat mit seiner Bürokratie, der durch Organisation diese Mängel zu beseitigen suchte.

Aber Siedlung ist mehr als Organisation. Dies zeigte sich auch in der Zeit von 1918-1933, als nun zwar in immer stärkerem Maße der deutsche Mensch sich willig zur Verfügung stellte, der bestehenden und immer weiter ausgebauten Organisation aber staatlicherseits die Macht und oft genug auch der Wille fehlte, den Trieb zum „Geschäft“ von der Siedlung fernzuhalten: Siedlung wurde Handel mit Land, wurde eine rein privatkapitalistische Angelegenheit. Die Folge waren zu teure Siedlerstellen mit untragbaren Renten, waren

im Gefolge der Krise, welche nach kurzer Blütezeit in steigendem Maße die Landwirtschaft heimsuchte, fehlende Wirtschaftlichkeit, Absatzschwierigkeiten, Geldmangel, Landmangel und schließlich, von 1930 an etwa, eine immer weiter sich ausbreitende Verzweigung und Müdigkeit unter Altsiedlern, Behörden, Siedlungsträgern und bald auch den noch siedlungswilligen Kreisen des Volkes.

Die Revolution von 1933 hat auch hier alle Hoffnungen aufs neue lebendig gemacht, hat den Willen zur Tat entfacht und nun endlich das entscheidende Ziel gewiesen, das es zu erreichen gilt und in dessen Dienst alle Kräfte gestellt werden müssen.

Siedlung ist nur eine Teilfrage der gesamten Agrarpolitik, sie ist auf das engste verbunden mit allen den Fragen der Wirtschaftlichkeit, des Absatzes, der Ernte, die auch den alteingesessenen Bauern berühren. Nur dann kann eine dauernde und anhaltende Belebung der Wirtschaft eines Landes, ein gesundes Wachstum seiner Bevölkerung, eine Besserung seines Arbeitsmarktes durch erhöhte Siedlungstätigkeit eintreten, wenn eine stetige und sich immer steigende Nachfrage nach Waren, nach Verbrauchsgütern durch den Siedler herbeigeführt wird, wenn nicht nur während, sondern ganz besonders nach vollendeter Siedlung der laufende Bedarf den Markt belebt. Dies aber kann wiederum nur geschehen, wenn der Jungbauer aus dem Ertrage seiner Wirtschaft über die aufzubringende Belastung hinaus Mittel erübrigt, die er zur Stärkung und Verbesserung seines Betriebes verwenden kann, während es bisher oft genug auf eine äußerste Einschränkung der Privatausgaben und auch der Betriebsausgaben hinauslief, die zur Ertragsminderung und damit zur Schädigung der Volkswirtschaft führten.

Die tragbare Rente ist damit in den Mittelpunkt der gesamten Siedlungsfrage gestellt, und es ist für uns heute selbstverständlich, daß die Lösung nur gefunden werden kann, wenn man vom Siedler



ausgeht, wenn man seine Leistungsfähigkeit zum entscheidenden Maßstab macht. Dabei muß man bedenken, daß der junge Kolonisor eigentlich nur die Kraft seiner Arme, seinen Mut und seinen Glauben sein eigen nennt und sich alles andere erst erwerben und schaffen soll.

Darum wird man auch besser als dies bisher geschehen ist, die Ansiedlung einer Neusiedlung vorbereiten müssen. Nicht um ein warmes Bett zu schaffen. Kolonisieren kann nur ein harter, willensstarker Mensch, der Kraft und Glauben an sein Werk aus der Erde zieht und als Erbe der Väter mitbringt. Aber man kann seinen zukünftigen Besitz lebens- und entwicklungsfähig machen durch Bodenverbesserungen aller Art, durch ein gutes Wiesenverhältnis, durch Schaffung von Absatzmöglichkeiten. Nicht zuletzt auch dadurch, daß man ihn von Anfang an in eine enge menschliche Bindung

hineinstellt. Denn zumeist hat er sich aus seiner Heimat losgelöst und ist in eine fremde Umgebung verschlagen worden, und es müssen ihm nun die Möglichkeiten gezeigt werden, Wurzel zu schlagen, bodenständig zu werden, Zelle einer Gemeinschaft zu bilden, die den Raum ausfüllt, der leer geworden war von Menschen und ihren Kräften.

Wir wollen heute keine Siedlungspolitik mehr treiben, die nur Aufteilung ist, Zerschlagung eines gewachsenen Gefüges von Mensch und Raum, wie es bisher der Fall war; sondern wollen - und zwar planmäßig - die alten und noch immer wirkenden Kräfte des Landes mit neuem Blute erfüllen, bindend und verschweißend Gemeinschaften schaffen, die Ansatzpunkte werden können für den Einzelnen zum Führertum aus seiner verantwortlichen Arbeit für die Gemeinde, für die Gemeinde zum lebendigen Wirken für Volk und Staat.

GÜNTER OELTZE VON LOBENTHAL:

## Wir bauen an einer neuen Wirtschaft

1933 ist das Rad der Wirtschaft in Schwung gekommen. Die Betriebe haben eingestellt, die Arbeiter haben durch Zeitverkürzungen arbeitslosen Kameraden zu neuem Schaffen verholfen, die Verbraucher haben gekauft und bestellt - der nationale Sozialismus hat sich somit in die Tat umgesetzt.

Steine werden aus dem hartgefrorenen Boden herausgeschält, längs der Straßenzeilen sitzen Steinschläger, um das Material für ein neues pommersches Straßennetz zu bereiten. Auf den Feldbahngleisen quietschen Loren, die das Material zur Arbeitsstätte transportieren.

Wiesen werden entwässert, unbrauchbares Land kultiviert, Wälder gerodet und Neuanpflanzungen vorgenommen, Flüsse reguliert, dem Anbränden des Meeres Einhalt geboten - überall wird geschippt, gehämmert, genagelt und gezimmert: Die gesamte Bevölkerung ist im Arbeitskampfe mobil gemacht.

Seit Jahrzehnten ist es das erstemal, daß der Mensch wieder mit der Natur kämpft um sein tägliches Brot. Endlich wieder hat dieser natürliche Kampf den Kampf der Menschen gegeneinander ausgeschaltet. Früher standen sich Arbeiter und Arbeitgeber im Lohnkampf gegenüber, heute gibt es nur noch Gemeinschaft der gemeinsamen Arbeit.

Der Arbeiter hat jahrzehntelang die wechselvollen Stöße der kapitalistischen Wirtschaft aushalten müssen, da er nichts besaß als seine Arbeitskraft. Dadurch wurde er aber in ständiger Spannung gehalten, die sich politisch auswirken mußte. Der Marxismus konnte auf dieser Grundlage den Klassenkampf predigen. Aber schon über die Gewerkschaften entstand die Kameradschaft der Arbeit, die durch Adolf Hitler das ganze deutsche Volk für sich begreifen lernte.

Für den Aufbau einer neuen Wirtschaft steht wiederum der Arbeiter an der Front. Auf seine Tatkraft, auf seine Einsicht und Beweglichkeit wird es ankommen, ob das große Werk gelingt.

Schwer lastete in den letzten Jahren die Not der Arbeitslosigkeit auf der deutschen Arbeiterschaft. Alles, was nur erreichbar war, wurde bekanntlich im ersten Regierungsjahr Adolf Hitlers für den deutschen Arbeiter getan. Er darf aber gerade im nationalsozialistischen Staate, der nichts mehr mit dem Versorgungsstaat von ehemals zu tun hat, nicht mehr warten, bis ihm geholfen wird. Er selbst muß Auswege suchen.

Dabei wird es notwendig, daß viele Voreingenommenheiten fallen. Es ist heute eben nicht mehr möglich, Industrieanlagen, die schon vor Jahren zusammenbrachen, weil sie sich nicht mehr rentierten, wieder aufzubauen. Das Aufbauwerk muß dort ansetzen, wo Zukunftsmöglichkeiten liegen. Und das ist auf dem Lande bei der Kolonisation.

Je beweglicher dabei der Arbeiter ist, um so leichter wird es auch für ihn werden, sich ein neues wirtschaftliches Auskommen zu schaffen. Diese Einstellung bestand schon bei vielen jungen Arbeitern. So wurde mir manchmal gesagt, daß der eine oder andere nur vorübergehend arbeitslos war und bald wieder neue Arbeit finden konnte, weil er alles anpackte, was sich ihm nur bot.

Dieser Geist muß weitergetragen werden, noch viel stärker bei jedem einzelnen eindringen. Ebenso wie das harte Los der Arbeitslosigkeit Schicksal war, so ist es auch Schicksal, daß sich viele Hunderttausende neuer Arbeit, einem neuen Leben zuwenden müssen.

Dieser neue Kampf mit dem Leben wird aber von den meisten freudig angetreten. Bei allen Arbeitsämtern der Städte melden sich täglich Hunderte, die aufs Land wollen. Nicht alle können Siedler werden, denn der eng begrenzte karge deutsche Boden würde niemals für alle ausreichen. Aber auf dem Lande gibt es ja noch viele andere Arbeitsmöglichkeiten. Bei den großen Bodenverbesserungsarbeiten, beim Aufbau der Siedlungen, als Handwerker und Gewerbetreibender - überall kann auch der städtische Arbeitslose mithelfen, wenn er nur den Mut hat, ein neues Leben zu beginnen.

Die vielen Notstandsmaßnahmen zum Wohle der Allgemeinheit waren dabei ein Anfang. Über 2000 Städter, die in Lagern untergebracht sind, werden jetzt schon dabei beschäftigt. Die Unterbringung ist in vielen Fällen sehr gut, in manchen nur schlecht und recht, so gut es eben geht. Aber die Menschen, die draußen arbeiten, stehen eben an der Front der Arbeitsschlacht, und da kann man nicht wählerisch sein. Sie haben das stolze Bewußtsein, am Aufbauwerk Adolf Hitlers mitzuschaffen zu dürfen, wobei sie

für uns alle, aber auch für sich selbst ein neues wirtschaftliches Schicksal erringen.

Der deutsche Arbeiter ist seit Jahrzehnten politisch geworden. Seine politische Einstellung blieb niemals, wie beim Bürgertum, im Geldbeutel stecken. Immer wieder war er auch zum Opfer bereit. So waren es die deutschen Arbeiter, die das politische Werk Adolf Hitlers zum Endsiege brachten, auch das wirtschaftliche Aufbauwerk müssen sie gewinnen helfen.

Der deutsche Arbeiter ist 1933, im Jahre des Sieges, am stärksten durch die nationalsozialistische Idee erfaßt und ein anderer Mensch geworden. Nachdem der erste Schutt weggeräumt ist und 1934 auf neuen Grundlagen angefangen werden kann, wird der Arbeiter am tatkräftigsten einspringen, durch Kameradschaft seinen Arbeitskameraden erziehen, durch sein Beispiel auch manchen Unternehmer den wahren Nationalsozialismus im wirtschaftlichen Handeln lehren.

Somit steht der deutsche Arbeiter an der Front des Aufbaues als wirtschaftlicher Soldat Adolf Hitlers.

HANS SCHWARZ:

## Vom Wesen der Landschaft

Wir pflegen heute wieder viel von den unendlichen Kräften der Landschaft zu reden. Aber die meisten brauchen diese Worte nur als Literaturgewäsch.

Denn was heißt schon das Wort: e i n e L a n d s c h a f t ? Gewöhnlich ist es nur eine Stimmung und manchmal ist es nur ein Bild. Beide entsprechen dem Gefühlsleben eines Stadtmenschen, der sich an ihnen erholt und sie für sein Herbarium präpariert. Damit hören aber auch die Beziehungen zur Landschaft so ziemlich auf. Landschaft - das ist ein Begriff, der schon beinahe wieder zum Märchen wird, je weiter die Stadt sich ausdehnt, und je schwieriger es wird, ihren Verkehrsnetzen zu enttrinnen. So liegt die Landschaft weit draußen, wo es noch eine Unendlichkeit von Feldern und Wäldern gibt, die zu erreichen es je nach dem Geldbeutel eine Auto- oder Eisenbahnfahrt kostet.

So ist Landschaft zu einer Sehnsucht oder zu einem Nachklang geworden, ganz persönlich, sehr abwegig, und eigentlich ohne jede Verpflichtung. Darum ist Landschaft politisch heute so leer und oft so kraftlos, denn ein so politikerfülltes Leben wie das unsere kann sich bei Nachklängen oder Sehnsüchten nicht mehr aufhalten.

Aber dieses moderne, politikerfüllte Leben könnte ganz gut einen Gegenpol gebrauchen, aus dem ihm immer wieder neue Kräfte zuströmten. Und einer Welt, in der niemand mehr Zeit hat, könnte gerade etwas erstehen, was in sich ausgeruht wäre, wenn es so etwas wie einen Sonntag gäbe und wenn dieser

Sonntag auch schon im Wesen dieser Landschaft mit inbegriffen wäre.

Aber wen verpflichtet noch der Sonntag, wo ja auch die Landschaft schon keinen mehr verpflichtet, es sei denn, daß er an seine höchst persönliche Gesundheit denkt. Die modernen Menschen müssen schon die Bibel aufschlagen, um nachzulesen, was Sonntag ist - dann entdecken sie vielleicht sogar, was denn nun Landschaft sei. Es genügt nicht zu wissen, daß Gott am Sonntag ausruhte - denn diese Tatsache kennt jedes Kind, und die angeborene menschliche Faulheit ist jederzeit bereit, sich hinter einer rein äußerlichen Heiligung des Sonntags von der Arbeit zu drücken. Wichtiger ist vielmehr, daß Gott am siebenten Tage alles ansah, was er geschaffen hatte.

Es ist dieses Erfassen aller Schöpfung aus dem Anschauen, aus der Totalität, was der Zeit fehlt, und was wir in der Landschaft nicht mehr erleben. Der Ausflug und der Ausmarsch allein, oder der als Landschaft an die Wand gehängte Ausflug sind immer noch Romantik und höchstens Abstercher in die Wirklichkeit. Und wer da meinte, die Beschaulichkeit sei schon das Anschauen der Dinge, der weiß noch nichts von jener Totalität, die immer in Bewegung ist, und kommt höchstens in die Gefahr, sich für Augenblicke dem lieben Gott gleich oder doch wenigstens ähnlich zu fühlen.

Unser Leben steht heute aber mehr als je unter dem Gebote, so ganz wie möglich zu sein, und mit den Kräften, die uns von der Schöpfung auf den Weg gegeben sind, so e i n i g wie möglich.

Dann aber hört auch Landschaft auf, nur etwas zu sein, was wir genießen. Dann gehört sie in unseren Alltag als etwas, dem wir uns einordnen. Freilich hört der Alltag darüber auf, Alltag zu sein, weil er in dauernder Bewegung und Spannung verläuft und der Sonntag keine Entspannung, sondern eine Sammlung der Spannung bedeutet.

Denn Landschaft, das ist Zusammenklang von Stadt und Land, ist Einfassung ihrer wirtschaftlichen und geistigen, ihrer politischen und religiösen Kräfte

die Menschen und nach menschlichen Begriffen ewiger als die Geschöpfe, die in ihr leben.

So wird die Landschaft zur Wiege, die uns mütterlich trägt, so wird sie zum Geist, der jeden erfasst, der solchen Raum betritt. Und dieser Geist verbindet als Tradition, als Erbe, als Heimat. Wo aber der Mensch diesen Geist nicht mehr bewegt und nicht mehr versteht, wo er aus lauter Gewinnsucht und Verdienststreben aus der Landschaft nur noch das Objekt seiner Ausbeutung macht, da wendet sich



in Form der Bewegung. Landschaft ist der ewige Fluß des täglichen Dienstes an den Früchten des Feldes, und alle die Straßen, auf denen Wissen, Fleiß, Neugier, Wanderlust Menschen zusammenführen und trennen, bilden ein einziges Netz von Verbundenheit, durch die die Landschaft zum übergeordneten Ausdruck unseres Lebens und unseres Willens wird.

Aber ist das nicht politisch? Und wird die Landschaft dadurch nicht zum politischen Wesen?

Denn es kommt immer auf die Menschen an, und der Begriff der Landschaft bliebe eine leere Spielerei, wenn wir ihn nicht in erster Linie von den Menschen ableiteten, die sie bewohnen. Landschaft, das klingt wie Ritterschaft, aber auch wie Leidenschaft, klingt wie Zusammenfassung, aber auch wie Steigerung aller Kräfte ihrer Menschen, und Landschaft wird darüber zum Aufbruch. Das Glockenläuten und die Bauernarbeit, das Holzfällen und das Fischen, sie alle verkünden mehr vom Atem der Landschaft als die schönsten Stilleben und verwunschene Winkelbilder. Landschaft ist kein Idyll mehr, Landschaft ist eine Arbeit und Aufgabe, und wer sie anschaut, muß auch ihren Vielklang hören - denn ohne Vielklang gibt es keine Einheit, die alle wieder umfaßt.

Aber dieser Vielklang von Landschaft ist älter als

die Landschaft von ihm ab und läßt ihn allein und ruft die Geister des Bodens und der Bestimmung gegen ihn auf und ruft nach dem Leben und einem neuen Geist, der eher den Teufel mit Beelzebub austreibt, als daß er untaugliche und faulende Menschen in seinem Raume ertragen würde.

Es ist die Größe unserer Zeit und unserer Aufgabe, daß die Menschen sich bewegen und die Landschaft wieder zur Kraft ihrer Zusammenfassung und ihrer Arbeit wird. Der Nationalsozialismus hat die Landschaft aus der Romantik und aus der guten Stube herausgeholt und hat sie auch davor bewahrt, nur das Einerlei eines abgenützten Weekendideals zu bleiben. Er hat ihr vielmehr die große sonntägliche und große politische Aufgabe zurückgegeben, Aufgabe der Siedlung, der Bauernarbeit, der Arbeitsführung, der Bodenelemente, Aufgaben, die immer wieder Nährstand schaffen und hüten, wie sie von Natur zum Wehrstand befähigen und anleiten.

Die Wirklichkeit solcher Landschaft ist die Wirklichkeit des Nationalsozialismus, alle tätigen Menschen zu ergreifen und im Sinne einer Führung zu binden, deren bodenständige Staffelung und innerliche Durchdringung kaum einer so tief wie Adolf Hitler erkannt und verkündet hat.

## Mütter des Ostens

Wenn man als Landfrau des Ostens das so reichhaltige Zeitschriften- und Zeitungsmaterial studiert, das sich mit der Lösung der Ostfrage, als derjenigen nach Deutschlands Zukunft schlechthin befaßt - wenn man die vielen Bemühungen sieht, die sich mit den Problemen einer Erneuerung der Volks-



gemeinschaft, von Ehe und Familie und der Behebung des Geburtenrückganges auseinanderzusetzen -, dann wird man sich immer wieder klar darüber, wieviel besser als alle Theorie die Wirklichkeit des Dorflebens diese Fragen zu beantworten vermag.

Denn leider muß man noch zu oft feststellen, daß intellektuelle Konstruktionen einer materiellen Einstellung zum Leben am Kern der Dinge vorbeigehen und deshalb zu einer falschen Beurteilung der Möglichkeiten und tatsächlichen Begebenheiten des Ostens führen müssen. Man atmet befreit auf, wenn man den ganzen Papierwust 'mal ein Weilchen beiseite schieben kann, um unter die Menschen des Dorfes zu gehen, in deren Gemeinschaft man vom Schicksal gestellt worden ist.

Da führte mich mein Weg besonders oft zu der Frau eines Tagelöhners, der Mutter von 8 Kindern. In ihrer Wohnung sieht es einfach aus, die große Familie läßt es zur Wohlhabenheit nicht kommen. Aber die Kinder sind gesund und stets sauber und ordentlich. Die Atmosphäre dieser Familie strahlt

Wärme und Zufriedenheit aus. Man fühlt es gleich - hier können viele Kinder wachsen, hier herrscht echter Gemeinschaftsgeist, weil eine Mütterlichkeit waltet, der sich bei der Schwere eines arbeitsreichen Lebens Kräfte des Herzens mehren. Hier gilt noch eine einfache, tiefe Schau des Lebens, die zu immer neuem Leben und neuer Gemeinschaft führt; hier ist ursprünglicher, unverfälschter Osten in seiner schöpferischen Lebenskraft. „Wo viele Kinder, da viele Vaterunser“ heißt das Glaubensbekenntnis dieser achtfachen Mutter, während kluge, ach so aufgeklärte und über solche Glaubensdinge längst erhabene Nachbarn mitleidig die Köpfe schütteln - und selbstzufrieden der wohlhabenden Geborgenheit ihrer 1 oder 2 Kinder gedenken.

Bei solch einer kinderreichen Mutter sollten die klugen Theoretiker lernen, was Osten - was Glauben - was Leben - und was Gemeinschaft ist!

Die Wirklichkeit ihrer acht Kinder, die sie aus Ehrfurcht vor dem Höchsten gebar, spricht für die Unanfechtbarkeit ihres Glaubenssatzes. Sie widerlegt und beschämt die modernen Materialisten, die zwar viel über den Osten - das Land - über die Wendung des deutschen Gesichts nach Osten sprechen und schreiben - aber nicht begreifen, daß dem Osten als dem Glaubenselement unseres Vaterlandes mit dem Intellekt und dem Materialismus nicht beizukommen ist.

Da wüßte ich noch von einer Tagelöhnerfrau zu berichten, die nach achtfähriger Ehe das sechste Kind erwartet. Auch bei ihr geht es oft knapp zu, zumal die Frau zart ist und ihre Kräfte über die notwendigen Tagesverrichtungen hinaus nicht ausreichen. „Die Leute sagen, ich sei dumm“, erzählt sie mir, „aber ich halte mich an die Worte meiner Mutter, die mir immer gesagt, lieber zehn aufs Rissen als eins auf dem Gewissen - und nachher möchte man ja auch keines der Kinder wieder missen.“ Ist es nicht auch hier wieder dieselbe Bindung an das Ewige, dieselbe gläubige Verantwortung dem Höchsten gegenüber, die diese Frau zur Mutter vieler Kinder werden läßt?

Noch viel läßt sich von solchem Erleben erzählen, das immer wieder im Glauben seine Wurzeln hat und deshalb zu neuem Leben führt. Es reicht weit über den Familienkreis in das Leben des Dorfes hinaus und bis in die Volksgemeinschaft hinein. Da soll für die Winterhilfe gesammelt werden. Man geht von Haus zu Haus und fast immer sind es die Mütter vieler Kinder, die am meisten für die Not der anderen übrig haben. Beglückt und beschämt nahm ich in einer neunköpfigen Tagelöhnerfamilie eine 10 Pfund schwere Speckseite in Empfang.

Aber leider werden nur selten die richtigen Schlussfolgerungen aus solch einfachen Begebenheiten

gezogen, die doch eine klare Erkenntnis bringen könnten, warum alle Erneuerung und also auch der Kinderreichtum gerade aus harten Lebensverhältnissen stammt.

Nun soll nicht gesagt sein, daß an die materielle Aufbesserung der Existenzgrundlage besonders der kinderreichen Familien nicht gedacht werden müßte. Im Gegenteil - - die große Förderung, die der Nationalsozialismus ihnen angedeihen läßt, kann nicht hoch genug gewertet werden. Denn es ist für Deutschlands Zukunft entscheidend, daß kinderreichen Familien die Möglichkeit gegeben wird, durch gute Wohnungsverhältnisse und gesunde Ernährung ein körperlich gesundes Geschlecht aufzuziehen. Aber es wäre ein Trugschluß aus der notwendigen Aufbesserung der materiellen Lebensbasis und der Befreiung von Soziallasten etwa die Möglichkeit einer entscheidenden Hebung der Geburtenziffer unseres Volkes herzuleiten. Zuviel männlicher Erkenntnisgeist scheint mir hier mütterliche Gläubigkeit als die entscheidendste Voraussetzung der kinderreichen Familien zu übersehen und zu unterschätzen. Tritt hier keine Wendung ein, so ist mit der notwendigen Hebung der Geburtenziffer nicht zu rechnen, denn, um mit den Worten eines verständnisvollen, kinderreichen Vaters zu sprechen, „wo die Herzen kalt bleiben, da bleiben die Wiegen leer“. Der Osten soll ja nicht nur Arbeit und Brot für unser Vaterland geben, sondern auch Menschen von Fleisch und Blut, die den Volkstod überwinden und gläubige opferbereite Mütter zur Voraussetzung haben.

Wenn all die Bemühungen für die Geburtenzunahme wirklich Erfolg haben sollen, heißt es vor allem, das Herz der Mütter anzurufen, heißt es, diejenigen ausfindig zu machen, die den Willen haben, sich selbst für das Kommende zum Opfer zu bringen. Denn alle Mutterschaft ist und bleibt der Opfergang der Frau für ihr Volk, der die Bereitschaft des Lebensenseinsatzes, den Einsatz von Gesundheit und Bequemlichkeit erfordert. Ärztliche Kunst und materielle

Beihilfe können wohl Erleichterung schaffen - aber wer selbst Mutter vieler Kinder ist, weiß, daß es über dies alles hinaus noch das Entscheidendste gilt: den Einsatz des Lebens. Mutterschaft und Soldatentum verlangen den Einsatz der ganzen Persönlichkeit bis zum Tode. Sie sind die alleinigen Träger und Bewahrer des neuen Lebens der Nation. So wenig die Waffe allein den Soldaten ausmacht, so wenig wird Mutterschaft durch die materielle Lebensbasis. Diese muß da sein, wenn sie fehlt, nach Möglichkeit geschaffen werden, aber sie kann nur Unterstützung, nie Ursprung des Lebens sein.

Wer den Müttern des Ostens begegnen will, der spreche ehrlich von Opfer und Einsatz - und dann erst von materieller Hilfe. Es könnte sonst sein, daß die wahre Mutterschaft einmal zugrunde ginge, weil sie von Brot allein nicht leben kann.

Unseres Volkes Gesicht wendet sich nach Osten, - es wartet auf die Fruchtbarkeit seiner Erde - auf die Weiten seines Raumes und auf die preußische Prägung seiner Menschen. Ein ganzes Volk marschiert im Gleichschritt preußischer Soldaten gen Osten, sich an preußischer Härte und Straffheit Seele und Leib gesunden zu lassen.

Wenn man dem Osten begegnen will, sollte man seine Mütter nicht vergessen, sollte anders wie bisher der Würde und Opferkraft aller Mutterschaft gedenken. In das gewaltige Geschehen der Volkswende klingen zu neuen Feiern die Glocken der alten Kirche durch das Land. Einst riefen sie die christlichen Ordensbrüder unter Kreuz und Schwert zusammen, um deutsche Kraft in östliche Erde zu pflanzen. Das Wort vom Kreuz hieß sie Gemeinde schaffen, hieß sie sich mit Blut und Boden zur Bruderschaft verbinden. Hart war ihr Lebensgesetz, hart ihr Dienst unter dem Zeichen des Kreuzes; aber die mütterliche Erde tat sich in Fruchtbarkeit auf - - und durch die deutsche Geschichte zogen die Kolonnen der preußischen Soldaten, des Reiches Herrlichkeit neu zu gründen.

HANS SCHWARZ VAN BERK:

## Junglehrer auf der Hochschule an der Grenze

Das ist eine Großkonferenz seltsamer Art. Da sitzen zur Rechten 80 junge Studenten, die Lehrer werden wollen, frische Kerle, fast alles Bauernsöhne aus dem Osten, in Aniform, braun und schwarz, mit den grünen und roten Kragenspiegeln von Pommern und Danzig. Zur Linken kompakt, im grauen Zivil, die ganze Lehrerschaft der Stadt Lauenburg, von den Rektoren bis zur jüngsten technischen Lehrerin. Leise und bedächtige Stimmen, eifernde und verhaltene Stimmen, völlige Reserve und schon bereitwilliges Mitgehen, das ist das Bild der Praktiker,

die zehn und zwanzig Jahre vor ihren Klassen gestanden haben.

Die jungen Studenten sollen demnächst in ihre Schulen kommen und die neue Erziehung praktisch versuchen. Vier Wochen lang soll in allen Klassen Lauenburgs der erste Vorstoß zur Nationalerziehung gewagt werden. Im folgenden Monat dann folgt der Vorstoß auf die Dorfschulen des Kreises. Dies Grenzgebiet verwandelt sich in einen pädagogischen Truppenübungsplatz, wo neue Waffen in Stellung gebracht und auf starre und bewegliche Ziele, Köpfe

und Meinungen eingeschossen werden. Die Revolution hat die Konferenzzimmertüren gesprengt, sie dringt in die Klassen ein.

Kann es etwas Heikleres geben, als Lehrer noch einmal belehren zu wollen? Aber für den Leiter der neuen Hochschule, für Professor Kade gab es keinen Ausweg. Er konnte doch nicht seinen jungen Studenten zum Abschluß des Studiums bloß ein paar praktische Wochen gönnen, in einem Schulsystem, das noch ganz nach altem Muster, nach den Richtlinien von 1921 arbeitet und das in grellem Widerspruch zu dem steht, was auf der Akademie gelehrt wird. Nicht nur das, es würde eine ganze Generation sich erst verbrauchen müssen, bis der Nachwuchs an Junglehrern ihre Stellung einnimmt, während die Jugend, die 8- und 10- und 14jährigen heute von der Wirklichkeit, von der Bewegung, der Gestalt Hitlers begeistert erfüllt sind und auch in der Schule das finden wollen, was die Regungen ihres Gemüts so gewaltig ausgelöst hat. Sonst ist die Hitlerjugend, das Jungvolk, der BDM mehr Erziehungsmacht als die Schule, und die Lehrer bleiben in ihren Klassen wie in einem Mausoleum, in dem es nach Motten und Mäusen riecht.

Junge und alte Lehrer müssen gemeinsam auf den Übungsplatz der Nationalerziehung hinaus und das Lauenburger Land ist ausersehen, die neue taktische Form, die neuen Bewegungsgesetze vorzuexerzieren.

### Wenige Bücher, wenige Vorlesungen!

Ich muß gestehen, daß ich ein Grauen vor sogenannten pädagogischen Büchern, Schriften und Zeitschriften nicht los werde. Jedesmal wenn ich darin blättere, wird mir klar, warum meine Schuljahre so trostlos waren. Wozu haben wir armen Jungens nicht alles herhalten müssen, zu jeder Leichenschändung Schillers und zu jedem Frevel an der guten Natur der Menschen, Pflanzen, Berge und Tiere! Ich will also von solcher Literatur nichts wissen. Ich will sehen, ob man nicht heute endlich die jungen Lehrer auf andere Weise an ihre Aufgabe heranbringen kann.

Da höre ich zu meinem Erstaunen, daß doch mancher von diesen jungen Studenten sich die Sache noch so gedacht hat, wie wohl die Meinung über den Hochschulbetrieb umgeht, daß man nämlich da vor sich einen Dozenten stehen hat, der doziert, dessen Worte man mitschreibt und zum Examen fein systematisch bereithält. Aber die Hörsäle von Lauenburg haben im ersten Semester oft leer gestanden. Die 80 Mann mußten hinaus aufs Dorf, in ein Lager, auf Grenzfahrt. Nichts von Büchern! Erst einmal die Wirklichkeit in der Nähe sehen, die Menschen, die Dörfer, die eigenen Kameraden in der Kameradschaft, damit sie später nicht zu bloßen „Kollegen“ werden.

Und jetzt im zweiten Semester geht es wiederum auf die Praxis los. Im Mai werden in allen Schulklassen Lauenburgs die jungen Studenten unterrichten, im Juni in den Dorfschulen des Kreises. Die alten Lehrer werden dabei sein, aber sie werden nicht eingreifen. Sie werden mithelfen, ihre Erfahrung in mancherlei Technik des Unterrichts vermitteln, aber die Richtung der Erziehung wird von den Jungen angegeben, nach dem Plan, der jetzt in der Hochschule ausgearbeitet wird.

Man unterrichtet bisher nach Lehrfächern: Lesen, Schreiben, Rechnen, Erdkunde, Naturkunde, Geschichte. In jedem Fach ist für sich eine Stufenfolge von Wissen vorgeschrieben. Unabhängig steht das nebeneinander, wird geschult, wie es von oben befohlen ist. Und gute Zensuren in Überzahl ergeben, daß das „Ziel der Klasse“ erreicht ist.

Die neue Nationalerziehung aber sieht so aus: die Trennung der Fächer hört auf. Statt dessen wird eine Lebenseinheit an die Schüler herangetragen, die so umfassend ist, daß sie ganz von selbst in diese Fächer hineingreift. Als Thema für die ersten vier Versuchswochen ist von Professor Kade als Lebenseinheit „Die Grenzstadt Lauenburg“ gewählt. Die Lauenburger Lehrer stehen mitten in diesem Lebensbereich, haben den Einblick, die Kenntnisse. Aber haben sie auch die *Zusammenschau*? Haben ihre Schüler diese *Zusammenschau*? In vier Wochen sollen die jungen Studenten versuchen, sie herauszubilden. Was hat das *Rechnen* mit der Grenzstadt Lauenburg zu tun? Nun, warum soll man Prozentrechnen immer nur an Kapitalzinsen, an Unternehmergeinnen üben? Ist es nicht sinnvoller, dasselbe an den Ziffern der Erwerbslosen zu schulen, die aus dem Korridor vertrieben wurden und nun die Grenzstadt Lauenburg überfüllen? Ist es nicht sinnvoller, die Bevölkerungsbewegung, die Abnahme der Kinderzahl, zu errechnen, die ohne weiteres zum erbologischen Denken hinübergreift, und sie in Prozenten der polnischen Bevölkerungszunahme im nahen Korridor gegenüberzustellen? Die Grenzstadt Lauenburg, ihre Lebenskraft an der Grenze steht mitten im Rechenunterricht. - Die Bauern haben viel zu viel Waren, um sie in der Grenzstadt Lauenburg auf den Markt bringen zu können. Früher konnten sie nach Danzig liefern, jetzt liegt der Markt von Berlin und Stettin viel zu weit. Die Verkehrszerreißerung, die Verkehrsverlagerung durch Versailles ist im Atlas, auf der Landkarte abzulesen: so tritt die *Erdkunde* in die *Zusammenschau*, in die Lebenseinheit Lauenburg. Diese drei Beispiele mögen genügen. Was der Lehrer zu tun hat, ist klar. Er soll den nationalpolitischen Extrakt aus allen Dingen gewinnen. Der Schüler soll bei jeder Aufgabe spüren: es ist eine Aufgabe für meine Heimat, für den Platz, an dem

ich geboren wurde. Die Schule liegt nicht als Aschenbahn für ein fachliches Wettrennen neben dem Leben, sondern sie schießt mich fortgesetzt in das Leben selber hinaus. Schule und Leben durchdringen sich.

### Wo ist die pädagogische SA?

Die Lehrer werden stutzig. Ja, aber wo finden wir das Lehrmaterial für diese Erziehung? Wo sind die Lehrbücher, die wir nachschlagen können, wo sind die Schulbücher, die Geldmittel, um alles dies Neue zu bewältigen? Es gibt weder Material noch Lehrbücher, die fertig bereitstehen. Sie müssen frisch gewonnen werden. Mit alten Kollegheften ist da nichts zu wollen, mit jenen angenehmen, bequemen Sitzkissen, die bis zur Erreichung der Altersgrenze vorhalten und keinerlei Auffrischung bedürfen. Das neue Material? Nun, warum soll der Lehrer nicht einmal auf dem Rathaus, beim Arbeitsamt, beim Freiwilligen Arbeitsdienst sich die Zahlen beschaffen, die den Vorzug haben, kein totes Material zu sein? Weshalb soll er nicht, losgelöst von den pädagogischen Kletterstangen seiner Jugend und von aller Fachliteratur, in politischen Büchern und Zeitschriften den Stoff suchen, der den Stempel 1934 trägt statt der verbläuten Etikette von 1894? Es wird den Lehrern nicht bequem gemacht. Aber, wenn er diese neuen Wege mitgeht, dann entsteht aus seinen Reihen das, was Professor Kade „pädagogische SA“ nennt. Der Lehrer, vor allem der auf dem Dorfe, hat als Erzieher die Revolution weiterzutragen.

### Die neue Dorfschule

Die Lebenseinheit des Dorfes hat Kade in eigener Arbeit erforscht. In der Wörsdorfer Schule, im Taunus, wurde von ihm bereits verwirklicht, was nun, in abgewandelter Form, auf ganz Pommern und Preußen übertragen werden soll. Wie sieht die neue Dorfschule aus? Sie ist in das Dorfleben eingebettet. Sie ist mehr als ein Klassenraum mit Bänken und Lehrmitteln und starrem Stundenplan. Das Gebäude steht ganz im Freien, von Sport- und Spielplätzen umgeben, hat mehrere Schul- und Werkräume, einen Schulgarten, einen Dorfkindergarten - wie er von der NS-Frauenschaft Pommerns für die Erntemonate auch schon eingerichtet wurde. Die Lehrmittel werden möglichst selbst geschaffen. Die strenge Klasseneinteilung wird durch Arbeitsgruppen aus mehreren Altersstufen ersetzt. An einem heimatkundlichen Thema wie „Erntezeit“ können die jüngsten und ältesten zugleich mitarbeiten, in allen Fächern: Naturkunde, Deutschkunde, Rechnen, Volkswirtschaft, Politik, Zeichnen. Die älteren sind Ansporn für die jüngeren, sie helfen einander. Kinder lernen am liebsten von Kindern! Der Lehrer büffelt nicht und bläut nicht ein. Alle wirken mit. Zu mancher Schularbeit holt sich der Lehrer Kräfte aus dem Dorfe heran:

Jungbauern aus der Bauernhochschule, HJ- und SA-Führer. Das heißt: der Lehrer ist nicht mehr ein Nabob des Wissens, ein Pascha der Bildung, ein einsam thronender Gott der Fachkenntnisse, er ist ein kameradschaftlicher Führer im Dorf. Ganz von selbst entsteht daraus ein Schulleben, an dem alle Dorfbewohner teilhaben. Die Schule wird Kulturmittelpunkt. In den Grenzgebieten ist gerade dies die revolutionäre Aufgabe unserer Lehrer. Sie helfen mit an der Nationalerziehung. Bücher, Lehrfilme, politisches Material, alles dies kann durch ihre Hände gehen, wie es im Grenzkreis Flatow schon erprobt wurde.

### Hemmungen, Komplexe, Vorurteile

Rehren wir in die Großkonferenz der Lehrerhochschule zurück. Die Lehrer Lauenburgs bringen ihre Einwände vor: „Wir wollen gerne mitmachen, aber uns fehlen die Mittel. Wer soll die neuen Bücher und Lehrmittel bezahlen?“ Kade entgegnet: Keine Mehrkosten, aber moderne Anschaffungspolitik! Wozu müssen alle Schüler ein und dieselbe Bibel kaufen? Lassen Sie statt 30 gleicher Bibeln 30 oder 15 verschiedene Bibeln kaufen, diese unter den Schülern austauschen und sie haben eine Fülle von Lehrmaterial! Zu einer modernen Schule gehört ein kleiner Vervielfältigungsapparat - man kann ihn auch bei der Partei oder anderswo zunächst leihen -, damit druckt man selber sein selbstgewonnenes bodenständiges Lehrmaterial. Oder die älteren Kinder schaffen als Werk- und Schreibaufgabe Lese- und Anschauungsmaterial für die Jungen. Illustrierte Zeitungen, Warenbilder, dies alles sind Hilfsmittel, die das Kind ansprechen und mindestens so brauchbar sind wie alte Lehrstoffbände. Ein Rektor wirft ein: „Wenn Sie jeder Klasse ihren ständigen alleinigen Klassenlehrer geben, also die Fachlehrer abschaffen wollen, dann hat der Kollege in der Unterstufe nur 16, der in der Oberstufe 28 Stunden zu unterrichten!“ Kades Antwort: Bequemlichkeitsansprüche verdienen mit Entlassung beantwortet zu werden! Außerdem, könnte der 16-Stunden-Arbeiter nicht weitere 10 Stunden für Materialbeschaffung, Werkunterricht, Schulfeierproben beschäftigt werden? Ist der Lehrer Beamter oder Erzieher, Führer, Soldat? Eine Lehrerin erleichtert ihr Herz: „Alles will ich gerne mitmachen, aber singen kann ich nun einmal nicht. Da muß ein Fachlehrer für mich einspringen!“ Auch ihr kann geholfen werden. Singen lernt man in der HJ. Die besten Sänger der Klasse oder Schule singen vor, wie in den Bünden und im Volk überall singen gelernt wird. Wozu braucht man die „Tonika do“ mit Handakrobatik für Taubstumme? Und ist es für Deutschland wirklich lebensgefährlich, wenn die 20 Kinder dieser Lehrerin keine Nachtigallen werden? Wenn sie nur herzlich singen! Das Vorurteil der Spitzenleistung in allen Fächern ist gebrochen.

Dagegen ist es allerdings der Sinn dieser Erziehungsrevolution, daß der Lehrer ein ganzer Kerl, vornehm gesagt, ein totaler Pädagoge ist.

### Zielscheiben, Spielwaren, Plakate . . .

Ich gehe durch die Hochschule. Oben im dritten Stock arbeiten die Studenten im Werkraum. Da ist noch ein Teil der Ausstellung von den Arbeiten des ersten Semesters aufgebaut. Ähnliches soll in den Dorfschulen gemacht werden. Was ist hier geschafft worden? Nichts Nutzloses, sondern lauter Dinge für das Dorf, für die Schule und die Bewegung, für Alltag und Feiertag. Plakate für den Wahlkampf, für Schützenfeste, Figuren für ein Puppenspiel, Büchereinbände für Lehrmittel, Spielzeuge für den Kindergarten, Verkehrszeichen für den Verkehrsunterricht, Zielscheiben, Markierungstangen für den Sport, nüchtern oder ausgeschmückt, je nach Fähigkeiten. Alles was unsere frühere großstädtische Erziehung verkümmern ließ und „fabrikneu“ bezog, entsteht hier als Schularbeit. (Die Wörsdorfer Schule besitzt eine Schulküche.) Grundsatz bleibt, daß alles mit den einfachsten, billigsten, vorhandenen Mitteln gemacht wird. Jener pommerische Landpastor, der in einem armseligen Dorf seine Orgel selbst aus Papprollen baute und vom Dorftischler Tasten und Blasebalg hinzuschreiben ließ, war ein genialer Vorläufer dieser neuen Schularbeit.

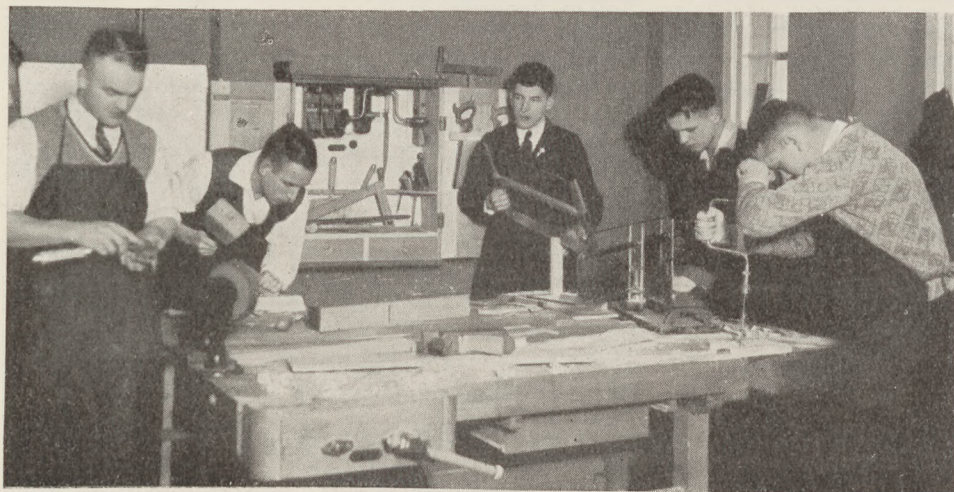
Unterricht, Werkarbeit, Leibesübung, Feier und Frömmigkeit, das sind die fünf Aufgaben der künftigen Volksschule. Sie geben dem Kinde für seine Lebenspflichten und Neigungen die Handgriffe und Anleitungen. Das Leben bleibt nicht mehr draußen, wenn die Schultüre ins Schloß fällt. Die Handarbeit hat denselben Wert und Rang, wie die des Kopfes, im freien Gelände springt und tobt ein junges Geschlecht, das mit Rückgrat und Freude einmal an den Arbeitsplatz des Lebens rückt. Das Kind wächst ganz in seinem Volk und Staat auf. Die Feiern der Jahreszeiten und des Staates werden nicht neben den Unterricht gestellt, wie eine Vorstellung, sie werden von den Kindern

mit ihren Lehrern selber gestaltet. Dies neue Geschlecht mit neuen Lehrern ist soldatisch, arbeitsam, ohne Dünkel, der Heimat völlig einverleibt, ebenmäßig an Herz, Hirn und Hand. In ihm wächst eine gediegene Rasse heran.

### Neue Hochschulgebäude

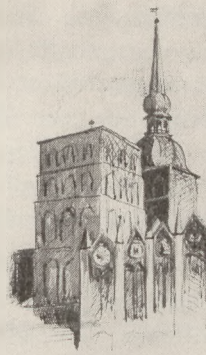
Die erste pädagogische Truppe steht in Lauenburg bereit. Die Zahl der 80 Studenten soll auf 450 erhöht werden. Auf neuem Grundstück wird eine neue Hochschule entstehen, nicht mehr als ein Steinkasten, sondern aufgelöst in Einzelbauten, die im Grünen liegen. Ein Haus der Feier, ein Haus der Leibesübung, der Werkarbeit, des stillen Einzelstudiums, Vorlesungshäuser und ein Kameradschaftshaus, so etwa wird das künftige Bildungsfort Lauenburg aussehen.

Die Ausbildung selbst aber wird wesentlich draußen in der Landschaft liegen. Jeder Student erhält mit mehreren Kameraden vom ersten Semester an ein bestimmtes Dorf als Arbeitsgebiet zugewiesen, das er bis zum Ende des Studiums zu betreuen hat. Hier spielt sich sein eigentliches Praktikum ab. Da das Lauenburger Gebiet vier Dorfarten kennt, das Bauerndorf, das Siedler-, das Guts- und Fischerdorf, wird sich wahrscheinlich eine jeweils besondere Lehrweise ergeben. Ich sah die ersten Fragebogen, die dem ausrückenden Studentenmitgegeben werden. Alle denkbaren Dinge des Dorfes soll er erfassen, das ganze Dorf. Ein unschätzbares Material wird im Laufe dieser Arbeit zusammengetragen, tote Volkskunde ins Licht des Tages gerückt. Rasse, Kinderzahl, Bauweise, Herkunft, Volkskunst, Lebensstandard, Schuldverhältnisse, Kirchenbücher und Stammbäume, Bodenbeschaffenheit - eine Inventur von Ahnen und Erben, von Geschichte und Rasse bringt der Junglehrer als Bildungsgut mit. Die unentdeckte Heimat, das sachliche, konkrete, wirkliche Leben in der Landschaft werden erobert. Die Bücher verlieren ihren künstlichen Strahlenglanz das ewig wechselnde Leben des Volkes auf seinem ewig beständigen Grund, ist das Pult, von dem aus der Lehrer zu lehren beginnt.



Lauenburger Studenten  
bei der Werkarbeit





# Alte Stralsunder Hochzeitsbräuche



Von den alten Stralsundischen Hochzeitsbräuchen können wir uns noch heute ein ziemlich gutes und vollständiges Bild machen auf Grund der verschiedenen Hochzeitsordnungen, welche der Magistrat im Laufe der Jahrhunderte erlassen hat, und deren älteste aus dem Jahre 1310 stammt. Sie gewähren einen seltenen Einblick in die Besonderheit nunmehr längst vergessener Sitten und lassen erkennen, wie früher das Leben der Bevölkerung bis in die persönlichsten Angelegenheiten hinein von Bürgermeister und Rat bestimmt und geregelt wurde. Aus weiser Fürsorge und patriarchalischem Verantwortungsgefühl entstanden, verfolgten diese Verordnungen den Zweck, der Vergeudung und Verschwendung feste Grenzen zu setzen, wozu offenbar das Bürgertum aller Stände gerade bei den Hochzeiten immer wieder neigte, wie das auch bis heute zuweilen bei der ländlichen Bevölkerung noch der Fall ist.

Bereits für die Verlobung waren früher in Stralsund feste Vorschriften gegeben. Sie mußte mit Wissen und Willen der Eltern oder Vormünder und der nächsten Verwandten geschlossen sein, wenn sie überhaupt Gültigkeit haben sollte. Außerdem hatte ein öffentlicher „Toschlag“ in Gegenwart von mindestens zwei voll beglaubigten Personen zu erfolgen, wodurch die Bedeutung und Wichtigkeit dieser Handlung zum Ausdruck kommt.

In seinen „Erinnerungen“ erzählt Ernst Moritz Arndt noch von einem anderen Stralsundischen Brauch. Im Mittelalter lag auf dem Alten Markt nicht weit vom Pranger ein sogenannter „Breiter Stein“, von dem aus der Rat der Bevölkerung wichtige Neuigkeiten bekannt gab und von hier wurden auch neue Verlobungen verkündigt. „Verlobte stellten sich in Festkleidern dahin und ließen unter Pauken- und Trompetenschall ihre Namen erklingen und so jedermannlich zu Einrede und Einwand auffordern.“

Nach dem „Toschlag“ erfolgte am selben Abend der „Upschlag“, der eigentliche Verlobungschmaus, für den im ersten Stand höchstens 20 Gäste zugelassen waren, im zweiten Stand dagegen nur die Hälfte, wobei jedoch auswärtige Freunde nicht mit

eingerechnet wurden. Im Elternhaus der Braut kam man zusammen, und nach dem Essen, bei welchem nicht mehr als drei Gänge gereicht werden durften, und zu dem man im ersten Stand Rheinwein, im zweiten nur Bier trank, wurde getanzt. Besonders bezeichnend für die strenge Sparsamkeit des Rates ist, daß nach der Verordnung von 1570 es keinem Stande erlaubt war, nach der Mahlzeit Konfekt und Marzipan anzubieten, sondern ausdrücklich wurde befohlen, sich auf einheimische Früchte und einfache Kuchen zu beschränken. Sogar eine Polizeistunde war festgesetzt, zu der die Gäste nach Haus gehen mußten, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollten, in eine Geldstrafe genommen zu werden. So hatte der Verlobungschmaus um 11 Uhr sein gesetzliches Ende.

Auch für die Zeit zwischen Verlobung und Hochzeit, welche man mit „gelöfte“ bezeichnete, hatte ein fürsorglicher Rat gewisse Bestimmungen erlassen, um auch hier jeder Verschwendung vorzubeugen. So war es zwar dem Bräutigam erlaubt, am Abend seine Braut in deren elterlichem Hause aufzusuchen, aber nicht gestattet, dorthin Freunde mitzunehmen. Nur die beiderseitigen Brauteltern durften in dieser Zeit Gäste zu sich einladen, jedoch niemals mehr als beim „Upschlag“ zulässig waren. Schließlich wird der Bräutigam in der Verordnung von 1729 noch besonders daran erinnert, der Magd seiner Braut kein allzu hohes Trinkgeld zu geben, wenn sie ihm abends mit der Laterne heimleuchtet. Wieviel hatte doch in jener Zeit der Rat zu bedenken, und wie gut wußte er mit den damaligen menschlichen Schwächen und Eitelkeiten Bescheid, die sich aus allen seinen Geboten und Verboten deutlich erkennen lassen!

Eine besondere Feier, wahrscheinlich wenige Tage vor der Hochzeit, war die Einführung des Brautzeuges. In welcher Weise diese vor sich ging, ist nicht überliefert, vielmehr wird 1649 nur angeordnet, daß sie nicht am Sonntag zu geschehen habe. Zweifellos handelt es sich dabei um den gleichen Brauch, der sich in verschiedenen Gegenden Deutschlands auf dem Lande bis heute erhalten hat und z. B. in Pommern für Jamund bei Köslin be-

zeugt ist. Auf dem hochbepackten „B r a u t w a g e n“ wird die gesamte Aussteuer der Braut, Betten und Truhen, Wäsche und Hausrat in das künftige Heim der Verlobten gefahren und meist begleitet Burschen und Mädchen den fröhlichen Zug unter allerhand Scherzen und Zeremonien. Bevor jedoch das Brautzeug in das neue Heim gebracht wurde, pflegten es die befreundeten Frauen zu besichtigen.



### Das „Heimleuchten“ des Bräutigams

Im übrigen waren auch für die A u s t e u e r den verschiedenen Ständen bestimmte Grenzen gesetzt. Der Erlaß von 1729 billigte einer B r a u t aus dem ersten Stand insgesamt nur drei Kleider zu, das Braut- oder Festkleid, das Sonntagskleid und das Alltagskleid, dazu für höchstens 500 Rth. Leinenzeug und drei Stand Betten, der Bräutigam seinerseits durfte dagegen nur zwei Stand Betten und Leinen bis zum Gesamtwert von 400 Rth. mitbringen. Nie fehlte früher bei der Aussteuer die B r a u t t r u h e oder -lade, welche zur Aufbewahrung des Leinenzeuges bestimmt war. Diese Truhe ist je nach dem Stil und Geschmackwandel der Zeit eine Schnitz- oder Einlegearbeit gewesen, bisweilen wurde sie auch bemalt und sehr häufig mit reichem schmiedeeisernen Beschlag verziert. Ihre besonderen Kennzeichen aber sind die Wappen oder Initialen der beiden Verlobten, denen oft noch die Jahreszahl beigefügt wurde. Sie war nicht nur ein Prunkstück, sondern ein Familienheiligum, das heute noch die Kinder und Enkel mit besonderer Liebe und Ehrfurcht pflegen.

Vierzehn Tage vor der Hochzeit mußte sich das Brautpaar dreimal von der Kanzel während des Gottesdienstes in dem Kirchspiel, wo die Trauung stattfand, abkündigen lassen. Dazu hatte der Bräutigam den Nachweis zu erbringen, daß er das Bürgerrecht erworben habe, denn nur wer Bürger in der Stadt geworden war, durfte heiraten. Wollte sich jemand außerhalb der Stadt trauen lassen, mußte er die dazu erforderliche Erlaubnis einholen.

Die Hochzeit, welche noch im 16. Jahrhundert allgemein „B r u t l a c h t“ hieß, mußte an einem der ersten drei Wochentage stattfinden. Zu dieser wurden die Gäste aus der Stadt durch zwei junge Männer eingeladen, von denen der eine seitens des Bräutigams, der andere seitens der Braut kam; jeder von ihnen war dazu begleitet von einem „b i d d e r s t e r s c h e n“, der in den verschiedenen Häusern die in die Form eines langen Gedichtes gebrachte Einladung verlas.

Die Höchstzahl der eingeladenen Gäste war vom Rat festgelegt. So durften nach der Ordnung von 1649 die drei Stände 160, bzw. 100, bzw. 50 Personen einladen, in welche Zahl alle Teilnehmer der Hochzeit außer den Musikanten eingerechnet waren. Kinder, die „ihrer selbst nicht warten oder sich selbst regieren können“, durften nicht eingeladen werden, und erforderlichenfalls wurden sie von den Gerichtsdienern von den Türen des Hochzeithauses abgewiesen. Damit aber die Behörde leicht kontrollieren konnte, ob die Zahl der für jeden Stand zulässigen Gäste nicht überschritten sei, war auch die Zahl der aufzustellenden Tische beim Mahl festgesetzt (13, 8 und 4 Tische), und kam es wirklich vor, daß mehr Tische als erlaubt aufgestellt waren, räumten die dazu bestellten Ratsdiener diese einfach weg. Wer sich dagegen zur Wehr setzte, mußte 10 Rth. Strafe zahlen.

Wie sehr sich aber der Rat in die persönlichsten Angelegenheiten seiner Bürger einmischte, geht am deutlichsten daraus hervor, daß er sogar über Art und Umfang der H o c h z e i t s g e s c h e n k e bestimmte Verfügungen erlassen hatte. Bereits im Jahre 1310 wurde angeordnet, daß der Bräutigam der Braut nicht mehr als ein Paar Schuhe schenken dürfe, diese dagegen ihrem Verlobten ein Paar Herrenhemden.

In der Hochzeitsordnung von 1649 werden dann zum erstenmal unter den Geschenken, welche Braut und Bräutigam sich geben, auch Ringe erwähnt. Diese durften je nach dem Stand der Verlobten aber nicht mehr als 50, 25 und 12 Gulden kosten. Eine eigenartige Sitte hatte sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts eingebürgert. Am Hochzeitsmorgen schickten sich die Brautleute „B r a u t k ö r b e“ mit „allerhand Leinen und anderem Gerächte“ zu und 1729 sah sich der Rat veranlaßt, auch hier zur Sparsamkeit zu ermahnen und vor allem bei 10 Rth. Strafe die

seidenen und damastenen Schlafrocke für den Bräutigam zu verbieten.

Die ganze Hochzeitsgesellschaft mußte im Sommer um 3 Uhr, im Winter um 2 Uhr in der Kirche sein. Zusammen mit den Männern erwartete der Bräutigam in einem Kirchenstuhl die Braut aus dem er heraustrat, sobald diese unter Gesang und Musik die Kirche betreten hatte. Darauf traten beide an den Altar, wurden hier vom Geistlichen zusammengegeben, und nachdem dieser über ihnen gebetet und sie gesegnet hatte, war die kirchliche Feier beendet. Nach altem Brauch galt aber die Ehe jetzt noch nicht als geschlossen.

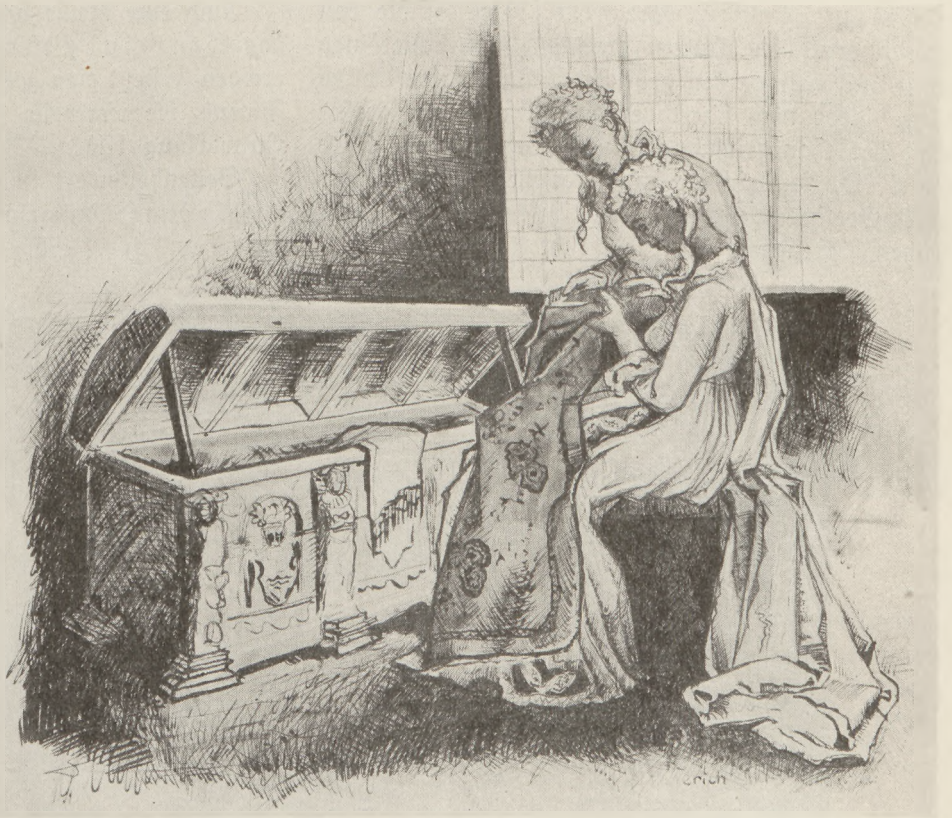
Die Gesellschaft begab sich nunmehr in das Haus, in dem die Hochzeit gefeiert wurde, und hier fand zuerst die „besetzung am Ehebedde“, statt. In dieser Weise vorgenommen wurde, entzieht sich unserer Kenntnis, zweifellos aber handelt es sich hier um jene altgermanische Sitte, nach welcher eine Ehe erst rechtsgültig war, wenn vor Zeugen Braut und Bräutigam eine Decke umfangen hatte.

Am 5 Uhr begann darauf das Hochzeitsmahl. Es fand im Hause statt, oder in den vom Rat für diese Zwecke bestimmten Räumlichkeiten des König=Artus=Hofes.

Nach alter Gewohnheit gab es zwei Gerichte und darauf Butter und Käse. Auf den Hochzeiten des 16. Jahrhunderts war der Genuß von Wein grundsätzlich verboten, und demzufolge mußte man sich damals mit einheimischem Bier begnügen. Im 17. Jahrhundert wurde jedoch dem ersten Stand wenigstens Wein zugebilligt, der am Männertische aus gläsernen Römern getrunken wurde, während am Frauentische Wein sowohl wie Bier aus silbernem Geschirr gereicht wurde. Die beiden andern Stände dagegen mußten sich mit Bier aus zinnernen und irdenen Krügen begnügen. Nachdem nach dem Essen das Dankgebet gesprochen und, wie noch heute auf Mönchgut, ein Danklied gesungen war, gab es noch einen Nachtsch, der bei Hochzeiten im ersten Stand aus Landesfrüchten bestand, oder - wenn das infolge

der Jahreszeit nicht möglich war - aus Zitronen, Äpfeln de Sina, Knack- und anderen Mandeln, Rosinen, Zuckerbrot und Makronen; alles andere Konfekt war bei 20 Rth. Strafe verboten.

Nicht länger als drei Stunden durfte die Mahlzeit dauern. Darauf folgte der Tanz, der mit einem



Die Brautruhe für das Leinenzeug

Einzeltanz von Braut und Bräutigam eingeleitet wurde. Am Mitternacht mußten die Spielleute aufhören, Küche und Keller wurden gesperrt und einer der Schenken klopfte dann in dem Zimmer, wo ein Mitglied des Rates saß, mit seinem Stock an die Tür und verkündete mit lauter Stimme: „Zi Herren, die Klocke hette zwölf geschlagen.“ Darauf hatten sich Braut und Bräutigam vor die Hauslucht zu stellen, alle Gäste mußten aufstehen und nach Dankagung und nochmaligem Glückwunsch für das Brautpaar heimgehen. Hatte die Hochzeit in einem der öffentlichen Lokale der Stadt stattgefunden, so durften vier Männer und vier Frauen das Brautpaar nach Hause geleiten, jedoch ohne Spiel und ohne die Gasterei dabeim fortzusetzen. Im 17. Jahrhundert wurde dann die Polizeistunde auf 3 Uhr morgens festgesetzt, um welche Zeit ein Ratsdiener den Musikanten die Instrumente abforderte und diese in Verwahrnahm.

Schon längst sind diese alten Stralsunder Hochzeitsbräuche ausgestorben. Reste haben sich jedoch auf dem Lande, auf Mönchgut, bis auf unsere Tage erhalten.

Fritz Adler.

# Caspar David Friedrich

(Unveröffentlichte Werke des großen pommerischen Malers)

Das Werk des größten Landschaftsmalers der deutschen Romantik ist bei weitem nicht so bekannt, wie es zu wünschen wäre. Die Gemälde, die den großen deutschen Museen gehören, gehen allerdings mehr und mehr in den geistigen Besitz unseres Volkes über. Aber noch harret der Erschließung ein großer Teil der Handzeichnungen und Sepiablätter, durch die C. D. Friedrich einst zu Ansehen gelangte und selbst Goethes Beifall errang. Besonders aus seiner frühen Lebenszeit sind zahlreiche Naturstudien er-

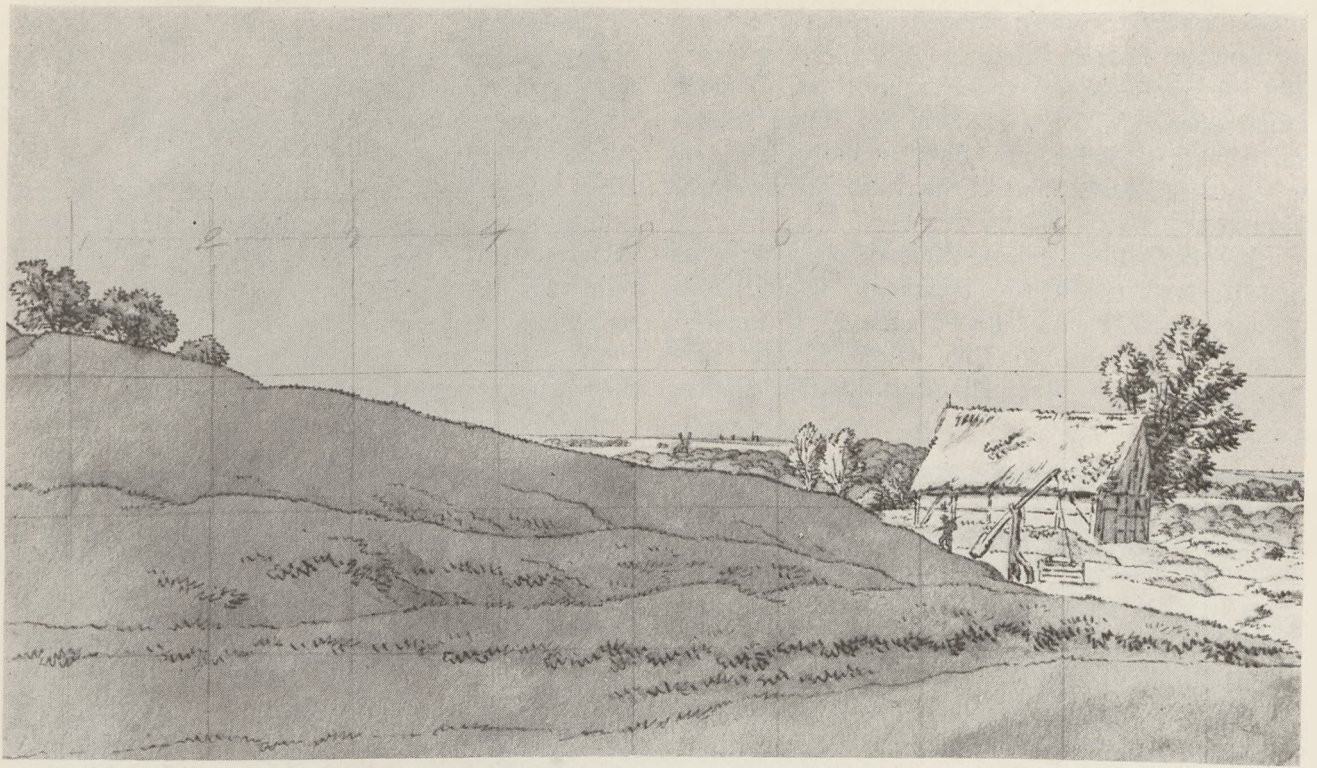
halten, die er später bei der Vollendung der Gemälde zu verwenden pflegte.

Auch eine Reihe von Zeichnungen Friedrichs, die das Stettiner Museum in den letzten Jahren erwarb, besteht zum größten Teil aus Arbeiten seiner Jugend, die wertvolle Zeugnisse seiner künstlerischen Entwicklung bilden.

Seltenheitswert und eine große innerliche Kunst liegt in dem Bildnis einer alten Frau, der „Mutter Heidensch“ (Abb. 1), die dem Vater Friedrichs



„Mutter Heidensch“



## *Landschaft mit dem Bauernhaus*

nach dem Tode der Mutter die Wirtschaft besorgte. Friedrichs Bildnisse sind so selten und seine Tätigkeit als Porträtist ist so wenig erforscht, daß diesem Werk erhöhte Bedeutung zukommt. In der Art der Strichführung, die den weichen, tonigen Charakter der Kreide zur Geltung bringt, hält sich Friedrich an die Überlieferung. Doch ist die Durchbildung der Formen energisch und sicher, und es äußert sich eine persönliche Kraft der Gestaltung in der eindringlichen Erfassung des seelischen Lebens: wie beredt ist das Müde der glanzlos gewordenen Augen, wie sind die Spuren des Alters in den vom Leben zerpflogten, faltigen Zügen gesehen - aber auch das Behärtete, die Lebenszähigkeit und Festigkeit der Stammesart!

Die Notiz am Rande des Bildes enthält die Angabe „um 1795“. Dann wäre das Bildnis unmittelbar vor der Abreise nach Kopenhagen entstanden, wo Friedrich von 1794 bis 1798 die Akademie besuchte, oder bei gelegentlicher Rückkehr in die Heimat. Damals beschäftigte ihn zunächst die menschliche Figur noch stärker als die Landschaft, als habe er sich Sicherheit auf diesem Gebiet erringen wollen, ehe er an seine eigentliche große Aufgabe heranging.

Das Stettiner Museum besitzt einige Blätter figürlicher Studien aus dieser Kopenhagener Zeit und den unmittelbar folgenden Jahren. Die flüssige Zeichnung läßt eine leichte Hand und viel Beweglichkeit der Phantasie erkennen.

Das junge Mädchen, das in Gedanken versunken, der Empfindung leiser Trauer hingegeben, an einen Sockel gelehnt steht (Abb. 2), weist auf den Ideenkreis der Friedhofs- und Grabmalbilder hin, die

später, vor allem in den Jahren der Befreiungskriege, in Friedrichs Werk eine sehr bedeutsame Stelle einnahmen. In der Einfachheit der Form, in der Sparsamkeit des Umrisses und im unmittelbar fühlbaren Gegensatz der strengen Geradlinigkeit des Sockels und der inneren Ausdrucksbewegung der leicht hingebogenen Gestalt äußert sich die Empfindung so rein und so gesammelt wie in der schlichten Strophe eines Volksliedes.

In den ersten Jahren nach der Rückkehr aus Kopenhagen hat sich Friedrich mit der ihm eigenen Kraft des hingebenden Gefühls in die Ruhe und Weite der norddeutschen Landschaft versenkt und in einer Reihe von Zeichnungen eine eigene Form der weiträumigen Landschaft mit tiefgelegtem Horizont und in einfachem, großlinigem Aufbau des Geländes entwickelt. Friedrich hat den Charakter der norddeutschen Flachlandschaft und der Ostseeküste entdeckt und als erster - und wie kein anderer nach ihm - gestaltet.

Auch die Rügenschel „Landschaft mit dem Bauernhaus“ (Abb. 3), die das Datum des 16. Mai 1802 trägt, ist ein Zeugnis für die Entscheidung, die damals in Friedrichs künstlerischer Entwicklung vor sich ging. Gerade in der Unscheinbarkeit und Schlichtheit der Darstellung, in dem Verzicht auf das prickelnd Bewegte der konventionellen Rokokolandschaft spricht sich der Charakter seiner Kunst bereits unverkennbar aus. Wie die schlichte Größe der norddeutschen Landschaft ganz unmittelbar erfaßt ist, darin liegt das Neue und Eigene. Vorn ist der Abhang des Hügels in einem gleich-

mäßig dunklen Sepiaton zusammengefaßt, so daß sich die langsam sinkende Linie des Umrisses klar gegen den Horizont abhebt, dann erscheint der Ausblick in die unendliche Weite mit dem für Rügen so charakteristischen Wechsel von Land und Wasserflächen, mit dem schlichten Bauernhaus und seinem Ziehbrunnen.

In die Zeit der reifen Meisterschaft führt das späteste der in Stettin bewahrten Blätter, das Aquarell einer Landschaft aus der Umgebung von Teplitz (Abb. 4) in Böhmen vom 10. Mai 1828. Das Raumbild ist in sich abgeschlossen.

Mit dem Acker im Vordergrund setzt eine Tiefenbewegung ein, verstärkt durch die nachdrücklich betonten Furchen; dann folgt ein stetig emporsteigender Wiesenhang, der allmählich in von Gebüsch bedeckte Hügel übergeht, die sich von beiden Seiten nach der Mitte hin senken. Im Hintergrund schließen die weitgeschwungenen Höhenrücken des böhmischen Mittelgebirges den Bildraum ab. Der Blick verliert sich nicht mehr ins Ungewisse, sondern ermüdet den Raum nach allen Richtungen. So ist das zarte, innig empfundene Bild auch nicht von schweremutvoller Sehnsucht nach einem Aufgehen im Unendlichen erfüllt,



HANS SCHWARZ:

## Pommerscher Acker

Weithinruhend zu seiner Kraft  
Wölbt der Acker sich bis zum Wald  
Der mit Birken ihn scheu betritt.

Wenn nicht Krähen mit schwerem Flug,  
Wenn die Wolke nicht Schatten haucht,  
Hält er den Himmel allein für sich.

Mit der Sonne von Nacht zu Tag  
Lebt er innig und gibt dem Wind  
Sausenden Sprung in die Wälder frei.

Aber Schollen erglänzt das Licht  
Aufgeworfen, und heiliger ruft  
Seine Freiheit den Boden auf.

Doch schon fließt aus dem Muttergrund  
Leise wieder das Dunkel dicht  
Bis in die lockere Krume vor.

Wunderfreudig schließt sie sich auf  
Aller Liebe, es wogt die Flur  
Bald in silbernen Schauern hin,

Blüht und duftet und reißt im Mond,  
Flüstert Geistern und wiegt im Halm  
Trunken und weiß nicht, wohin sie soll.

Und sie wartet mit jedem Licht,  
Wann sie wieder in Garben steht  
Und mit Stieren der Mensch sie pflügt,

Die mit Schnauben am Boden hin  
Feuer atmend von Rain zu Rain  
Schwer sich schleppen, wenn hoch der Mond

Blau im herbstlichen Ather schwimmt  
Und vom Wald es wie Seide weht,  
Die den Bauern mit Glanz umspinnt.



Trauerndes Mädchen

sondern von tiefem Frieden. Es hat etwas im höchsten Sinne Gelöstes. Darin ist es den zur gleichen Zeit entstandenen feierlich-großen Darstellungen des Riesengebirges verwandt. Die Wirkung vollendet sich in einer bis zum letzten ausgeglichenen Anlage in farbigen Flächen, die von dem etwas stumpfen Grün des Ackers sich allmählich zu den helleren Tönen der Wiese aufhellt und in den graurötlichen Ton der bewaldeten Hügel übergeht, um endlich zu dem ganz hellen luftigen Blaugrau des abschließenden Gebirges zu führen.

Eine Vergleichung dieses Aquarells mit dem „Bauernhaus auf Rügen“ von 1802 erschließt aufs klarste, wieviel doch an Geschlossenheit des Raumbildes gewonnen ist: dort grenzen Vordergrund und Ferne noch ohne Vermittlung schroff gegeneinander ab, während in der böhmischen Landschaft der Vordergrund für den Aufbau des Ganzen tragende Kraft hat.

Schließen wir unsere Betrachtung mit einigen von Friedrich selbst vor einem Kunstwerk ausgesprochenen Worten: „Was wir hier als überlegt und flüchtig angeordnet gelobt, ist ihm vielleicht selbst unbewußt geworden; denn der Künstler war bei der Ausführung dieses Bildes in reiner Harmonie aufgelöst und sein Gefühl wurde sein Gesetz.“

Otto Holke.

## Pommersche Künstler der Gegenwart

Ausstellung im Städtischen Museum, Stettin

Es gibt pommersche Künstler. (Wir werden einige davon sogleich vorstellen.) Aber gibt es auch eine pommersche Kunst? Soll es sie geben? Hat Pommern eine besondere Aufgabe? Ist es fähig, eine solche Aufgabe zu erfüllen?

Ja und nein. Ganz große Vergleiche zeigen uns schon, daß wir bescheiden sein müssen. Die großen Beispiele eines landschaftlich gebundenen Kunstkreises liegen Jahrhunderte zurück. Um Altdorfer gab es eine oberschwäbische Schule, wir kennen eine rheinisch-westfälische Malerei der Spätgotik, eine Tiroler Bauernkunst... Aber schon die Düsseldorfer Malerei, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen durchaus einheitlichen Typ herausstellte, war nicht mehr bodengebunden, sondern bedeutete nichts anderes als eine schulmäßige Stil-Konvention. Stephan Lochner gab es nur am Rhein, Altdorfer nur an der Donau. Die Düsseldorfer Akademie hätte sich überall in Deutschland ansiedeln können.

Eine pommersche Kunst hat es weder in der einen, noch in der anderen Art jemals gegeben. Und es wäre auch durchaus die Frage, ob es wünschens-

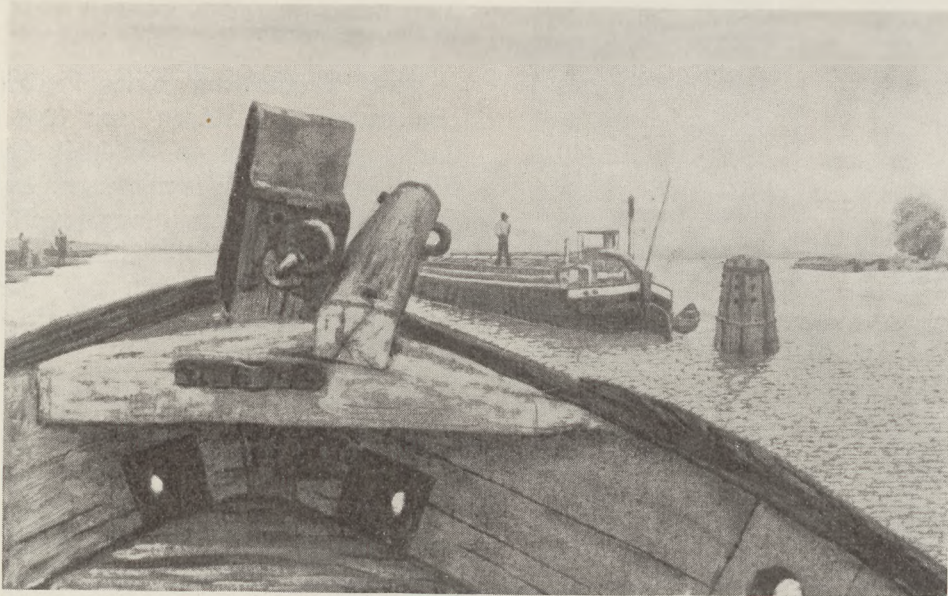
wert ist, daß in den Ateliers der Künstler, die in Pommern schaffen, Werke entstehen, vor denen der Kunstsnob in Philadelphia ausruft: „Ha, wie pommersch!“ Wenn wir einen Wunsch haben, so ist er viel, viel bescheidener. Es ist in Ordnung, daß unser künstlerischer Nachwuchs nach Berlin oder sonst wohin geht, um sich in den Fertigkeiten seiner Kunst zu schulen. Aber es ist nicht in Ordnung, daß für einen jungen Menschen unsrer Heimatprovinz der Weg zur Kunst bisher gleichbedeutend war mit einer Flucht aus der Heimat. Er mußte sich nach dem Geschmack der Berliner Salons dressieren lassen, wenn er auf irgendeine Anerkennung rechnen wollte.

\*

Aus der vom Nationalsozialismus liquidierten Aera läßt sich so erschütternd gut lernen - wie man es nicht machen soll. Die Salons hatten sich der Kunst bemächtigt oder man hatte die Kunst den Salons ausgeliefert. Jedenfalls war die Kunst gerade noch gut genug dazu, die Langeweile einer überreizten und überspannten Gesellschaft zu vertreiben. Eine reiche Abwechslung auf der Tischkarte war nun

natürlich nötig. Und so selbstverständlich die Pariser haute couture für jede Saison eine neue Mode herausbringt, so selbstverständlich produzierte der moderne Kunstakrobat einen neuen Stil. Wenn der Expressionismus zu romantisch war, wurde die neue Sachlichkeit als Ausgleich geliefert. Der letzte Bluff für Kenner war der Surrealismus, der die Eigenart hatte, daß seine Bildstoffe und Bildformen nur für

wo sie zugrunde gerichtet worden ist - in den internationalen Großstädten. Sie wird nicht ausgerechnet von Pommern ausgehen, aber sie wird überall dort am besten gefördert werden können, wo volkstümliches Gefühl und landschaftliche Verbundenheit lebendig ist. In diesem Sinne ist auch uns eine besondere Aufgabe gestellt, der sich „Das Bollwerk“ mit allen Kräften widmen wird. Die Bildung und



Max Kühn, Stettin / Alter Kahnstegen

denjenigen verständlich waren, der über eine eingehende Kenntnis der Freud'schen Psychoanalyse verfügte. Die Geschichte der Stilentwicklung der bildenden Kunst in den letzten Jahren ist die Geschichte einer intellektuellen Hochstapelei.

\*

Wenn wir nun glauben, dem Kunstsnob den Grabgesang anstimmen zu dürfen, und wenn wir hoffen, daß die Werte einer bildenden Kunst künftig anders gemessen werden als an den Preisen, die eine plutokratische Gesellschaft dafür anlegt, dann möchten wir nur, daß einer sich nicht mit uns freut: der Kunstspießer. Wirklich, es ist schwer zu entscheiden, wer schlimmer ist, der Snob oder der Spießer. Der Spießer ist jener Mann, der von der Landschaftsmalerei zum Beispiel verlangt, daß sie lohnende Ausflugsziele täuschend „wirklich“ vor Augen zaubert. Kunstspießer sind jene Leute, die vor dem Mädchenbildnis von Philipp Otto Runge im Stettiner Museum, vor einem der erhabensten Werke deutscher Malerei, zu beanstanden pflegen, daß das Mädchen nicht „hübsch“ ist.

Der Nationalsozialismus fordert vom Künstler redliche, ehrliche Arbeit. Er verlangt auch vom Betrachter ein ehrliches Bemühen. Wir glauben nicht, daß die „Sanierung der Kunst“ dort erfolgen kann,

Erziehung einer Kunstgemeinde steht dabei im Vordergrund. Pommern soll wirklich die Heimat der pommerschen Künstler werden.

Der Stettiner Museumsverein veranstaltet gegenwärtig eine sehr beachtliche Ausstellung „Pommersche Künstler der Gegenwart“. Wir sind sehr erfreut, durch einen Bericht von dieser durchaus programmatischen Ausstellung einen Überblick über das Schaffen der pommerschen Künstler geben zu können. Es treten uns unter ihnen einige klar umrissene Charaktere entgegen. Und wenn wir das Verbindende schon suchen wollen, so finden wir es in der männlichen Haltung und der betont herben Formsprache einiger dieser Künstler.

Der aus Köslin stammende Bildhauer Kurt Schwerdtfeger, der als Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Stettin wirkt, ist seit langem bekannt. Die breiteste Anerkennung hat bisher wohl seine Porträtkunst gefunden, von der einige überzeugende Stücke auch diesmal zu sehen sind. Er hat sich dann später stark der Tierplastik zugewendet. In seinen neuesten Arbeiten ist die Darstellung der menschlichen Gestalt das Thema. Drei dieser Arbeiten sehen wir hier: „Wartende Fischersfrau“, „Mädchen im Wind“ und die Gruppe „Mutter und Kind“ (siehe Abbildung). Gestalten und Aus-



drucksbewegung sind dem Alltag unserer Heimat abgelauscht, aber es sind nicht Abbilder gleichgültiger Menschen, denen wir mit nichts für nichts auf der Straße begegnen könnten. Dieser Bildhauer bemüht sich in seinem Werk um den Typus des heimatischen Menschen. Die wartende Fischersfrau ist noch von außen her in einer gleichsam objektiven Darstellungsform gestaltet. In dem zweiten Werk „Mädchen im Wind“ liegt ein verhaltener, aber bezwingender innerer Ausdruck, der sich in der Gruppe „Mutter und Kind“, dem ewigen Thema, zur Gefühlsekstase steigert.

Die Beziehung zum Material ist das Kennzeichnende an dem andern hier vertretenen Bildhauer **Joachim Utech**, Belgard. In allen seinen Arbeiten spüren wir eine Handwerksgegnung vom allerbesten Schläge. Granit und Holz hat er als Werkstoff gewählt. Es ist zweifellos nicht immer die völlige Beherrschung des Stoffes erreicht, aber der innere Wert der geglückten Arbeiten ist um so höher. Von den Traditionen der Holzbildhauerei geht er darin ab, daß er die Darstellung des menschlichen Körpers in einer fast klassizistischen Form versucht. Wir kennen das Holz bisher nur als das „gotische Material“ für Gewandplastik. Utech gibt dem Holz durch Wachsbehandlung den weichen Glanz des Marmors. Zwei seiner geglücktesten Arbeiten, ein Hochrelief, das einen Mädchenakt darstellt, und die tanzende „Salome“ könnten wir uns fast ebenso gut in dem Marmor Rodins oder in Bronze denken. Wir sind überzeugt, daß Utechs schweres und ernstes Bemühen die jetzt noch bestehenden Ungleichheiten seiner Arbeit beseitigen wird. Unter seinen Stein-



**Joachim Utech, Belgard / Mädchenakt**

plastiken ist ein sehr schönes Kinderporträt, für dessen Qualitäten kein Lob zu hoch wäre. Aber als einzelnes Stück, dem im Wert und Wesen ein zweites nicht entspricht, erweckt es zunächst den Eindruck einer Zufallsleistung. Warten wir also auf die Be-

stätigung.

Ebenso wie die Arbeiten Schwerdtfegers den Bau dahinter verlangen (die Stadt Danzig hat ihm Gelegenheit geboten, sein Können auf dem Gebiet der Bauplastik zu zeigen), spüren wir vor den Bildern des Anklamer Malers **K. A. Lattners** das Temperament, das zur Wandmalerei drängt. Von ihm sind nicht lyrische Meditationen über die Natur zu erwarten. Es ist fast etwas gemütsroh, wie er von der Uferlinie eines Sees wirklich nur die Linie übrig läßt, aber dieser Radikalismus verhilft ihm dazu, dasjenige, was er sagen will, ganz genau zu sagen. Ein Formulierungstalent, dem eine große zeichnerische und raumgestaltende Begabung zur Verfügung steht. Er bedient sich einer getupften Aquarelltechnik, die fast pastellartig wirkt. Seine Farben-



**Kurt Schwerdtfeger, Steffin / Mutter und Kind**



A. A. Lattner, Anklam / Frau im Winde

skala sind die ungebrochenen Töne des Regenbogens. In den Kartenspielern ist eine meisterhafte Beherrschung der Zwischentöne erreicht. Dieser Übergang vom rötlichen Braun zum braunen Rot und davor ein Grün als Kontrast, in dem Rot und Braun wieder durchschimmern! Unter allen hier gezeigten Malern ist Lattner der reifste!

Else Möggelin, Leiterin der Weberei an der Stettiner Kunstgewerbeschule, zeigt einen sehr schönen gewebten Bildteppich mit Figuren. Ihr aquarellierter Entwurf „Ziehende Wildgänse“ ist entzückend. Daneben gehören die Theaterfigurinnen von Heidi Strehlke, Stolp. Walter G. Stockmann, Stettin, zeigt eine herbe, klare Graphik. Die zweifellos noch etwas dilettantische Malerei von Max Kühn, Stettin, verrät Begabung. Sein Odermotiv „Alter Kahnstegen“ zeigt einen erfreulichen Blick für die heimatische Landschaft. Sie ist geschaut und nicht mit einer fremden Brille gesehen oder mit einer angelesenen Technik dargestellt. Diese beiden Mängel, die Kühn vermeidet, finden wir leider bei W. Koch, Lauenburg, der den Gardesee so malt, als ob er auf Tahiti läge, und Fr. W. Töpfer, der sich mit der Natur in der Manier eines etwas empfindungslosen, gleichgeschalteten Allerweltsimpressionismus beschäftigt.

Silding Bengtsson.

FRITZ PORTEN:

## Die Rettung des jungen Parnow

Abseits von den andern Häusern unseres Dorfes liegt der kleine Hof des Fischers Hermann Parnow.

Wenn man sich von der Nehrung her diesem winzigen Ostseefischerdörfchen nähert, so sieht man zunächst nur die Firste der mächtigen Strohdächer über die Dünenhügel ragen. Erst wenn man in so ein Dünenental hinunterblickt, sieht man unter dem tief herabhängenden Rohrdach die oft nur mannshohe weißgetünchte Hausfront mit den kleinen viereckigen Fensterchen.

Das Haus des Hermann Parnow unterscheidet sich durch nichts von den übrigen Fischerhäusern, nur an seiner Südseite ist ein winziges Gärtchen angelegt. In diesem Gärtchen blühen im Sommer und im Herbst spärliche Blumen, die sich in der Umgebung von Sand, Strandhafer und kurzem dürren Gras ganz wunderbar ausnehmen. Auch sind zu beiden Seiten des Haustores junge Kastanienbäume gepflanzt worden, die nur kümmerlich weitergewachsen sind, und deren eine Seite vom Winde schon kahl gezaust worden ist. - Blumenbeete und Kastanienbäume hatte das Haus des Hermann Parnow dessen junger Frau zu danken, die vor 25 Jahren aus einem

Bauernhof des Binnenlandes hier heraufgezogen war und versucht hatte, etwas von der bunten Pflanzenfülle ihres Vaterhofes in die Herbheit des pommerischen Dünenlandes zu verpflanzen.

Emma Parnow führte 23 Jahre lang um das Leben ihrer Blumen und Kastanienbäume einen heroischen Kampf gegen die harten Seewinde und den alles erstickenden Flugsand. Und dabei merkte sie kaum, daß ihre eigene dralle Bauerngesundheit im Laufe der Jahre unter den Härten des Wetters und der Schwere ungewohnter Arbeiten immer mehr dahinschwand. - Nach einem Marsch im Schneesturm über den zugefrorenen Strandsee, mit der Zentnerlast des Fischkorbes auf dem Rücken, legte sich Emma Parnow mit einer schweren Lungenentzündung ins Bett und ließ bald darauf ihren Mann und ihren 23jährigen Sohn Otto allein auf dieser Welt zurück.

Hermann Parnow wurde nach dem Tode seiner Frau noch wortkarger und ging noch verbissener seiner Arbeit als Fischer und Bauer nach. Das Verhältnis zu seinem Sohne Otto nahm nun ganz die Form einer Arbeitskameradschaft an, wie sie zwischen gleichaltrigen Freunden und Arbeitskollegen besteht.

Die Haus-, Stall- und Feldarbeiten der Frau wurden ohne Schwierigkeiten von den beiden Männern bewältigt, und die gefangenen Fische nahm Hermann Parnows verheiratete Schwester zum Verkauf mit auf den Wochenmarkt des nahen Städtchens.

Zwei Jahre lang taten Vater und Sohn still und mit männlichem Ernst alle Arbeiten nebeneinander, ohne daß es jemals zu einem überflüssigen oder gar harten Worte gekommen wäre. Am glücklichsten war der Alte, wenn er mit dem starken und geschickten Sohne auf See hinausfuhr, um Netze zu legen oder zu heben. Sie fingen nicht mehr und nicht weniger als die anderen Männer, die sich immer zu dritt zu einer Bootsmannschaft zusammentaten und den gemeinsamen Fang dann zu gleichen Teilen untereinander teilten.

Otto war 25 Jahre alt und ein kräftiger, schmucker Bursche. Sein Leben war Arbeit von dem Tage an, da er die ersten abgelegten Hosen vom Vater in die viel zu großen und beriefterten Kniestiefel steckte und mit dem Vater zusammen aufs Meer fuhr. Da war er dreizehn Jahre alt und als er aus dem Boot sprang und mit dem Vater zusammen die flunderschweren Netze durch die Dünen nach Haus trug, da fühlte er sich als Mann und Fischer.

An einem stillen Sommerabend, Jahre nach dem Tode der Mutter, teilte Otto dem Vater seinen Entschluß mit, den er nur mühsam und nach langem Zögern in Worte formte: „Vater, nu muß ich wohl dran denken, ne Frau zu nehmen.“ „Jau, jau, dat muß woll sin“, sagt der Alte, - und bei sich denkt er, „wo willst du die wohl hernehmen, min Jung?“

Das mußte nun wohl Ottos besonderes Geheimnis sein, dieses „woher“, denn im Dorf selber gab es unter den rund hundert Seelen nicht ein heiratsfähiges Mädchen.

Er sprach kein Wort mehr über den Fall, sondern machte an einem strahlenden Sonntagmorgen sein Boot segelfertig, zog den guten blauen Anzug an und sagte dem Vater nur, daß er nach „... münde“ fahre und am nächsten Vormittag zurück sei. Dann segelte er allein der Küste entlang ostwärts, passierte nach vierstündiger Fahrt die Mole des winzigen Ostseehafens und machte bald darauf sein Boot am Kai fest.

Dicht am Hafen besaß ein entfernter Vetter des alten Parnow ein schmuckes Haus und direkt vor diesem lag, am Kai verankert, sein noch schmuckerer Motorkutter „H e i m a t“. Außer Haus und Kutter besaß er eine brave Frau, die das Haus in blendender Ordnung hielt und aufopfernd für ihn sorgte, wenn er müde, hungrig und durchgefroren von See kam. Dann hatte er noch einen Sohn, den er schon frühzeitig in einer entfernten Stadt in die Kaufmannslehre gegeben hatte, um ihn von dem schweren und gefahrvollen Beruf des Hochseefischers fernzu-

halten. Und dann war da noch M e t a, die 22jährige Tochter seines Bruders, der mit ihm zusammen gefischt hatte und in einer stürmischen Nacht von dem vereisten Deck des Rutters geglitten und ertrunken war.

Diese Meta nun war das Ziel von Otto Parnows sonntäglicher Segelfahrt. Um 12 Uhr betrat er das Haus des Großonkels und zwei Stunden später war nicht nur ein Mittagessen von köstlichen Bratflundern verzehrt, sondern es war auch hinsichtlich der Verbindung von Meta und Otto alles Nötige gesagt. Meta hatte Otto zwar nur ein paarmal gesehen - sie hatten als Kinder verschiedene Hochzeiten und Einsegnungen in der weitverzweigten Verwandtschaft mitgemacht, - aber er war ja ein schmucker Bursche und der Erbe eines stattlichen Fischerhofes, - also kam ihr „Ja“ ohne Zögern.

Als Otto am nächsten Vormittag sein Boot auf den heimatischen Strand zog, stand, gegen Sicht von unten gedeckt, sein Vater in den Dünen und spähte erwartungsvoll nach dem Gesicht des Sohnes. Als er sah, daß dieser vom Strand herauf sofort zum Hause des Gemeindevorstehers ging, da wußte er, daß am nächsten Morgen das Aufgebot im Kasten hängen würde, und daß er, wenn auch nicht den Sohn, so doch den Kameraden verlieren würde.

Da die Hochzeit in dem kleinen Hafentort gefeiert wurde, kam Meta schon als „F r a u M e t a P a r n o w“ in ihre neue Heimat.

Im Hause Parnow selbst war es aus mit der behaglichen Stille und dem Gleichmaß, mit dem sich die Arbeit abgewickelt hatte. Die junge Frau fing an, ihre Schul- und Küchenweisheit auszupacken und da, wo sich früher alles mit ruhiger Selbstverständlichkeit erledigte, fuhr sie jetzt mit ihrer nervösen Emsigkeit dazwischen.

Das wurden für den alten Parnow böse Zeiten. Von Tag zu Tag hatte er weniger zu sagen. Seine Erfahrungen waren plötzlich veraltet, für die Hausarbeit wurde er zu langsam und schließlich untauglich. Der Alte atmete auf, wenn er mit dem Sohne auf See fahren konnte. Da war er ja gottlob nicht überflüssig und - würde es wohl auch nie werden.

Aber auch darin sollte er sich verrechnet haben. Meta ging mit den Frauen zum Strand hinunter, wenn die Boote von See zurückkamen, und wenn dann die Fische aus den Netzen gepult wurden, ging sie von Boot zu Boot, guckte in die Körbe, - verglich und schätzte ab. Dann machte sie eines Tages ihrem Manne klar, daß er bedeutend mehr fangen könne, wenn er mit zwei andern jungen Fischern zusammen fische, wie es die andern ja auch taten. Sein Vater sei nun schon zu alt und zu langsam, und es wäre besser, wenn er daheim bliebe, Holz klein machte und - dann später auf das Kind achtgäbe.

Otto fühlte sich bei dieser Aussprache durchaus nicht behaglich. Er wußte was dem Vater das Fi-

schen mit ihm zusammen bedeutete. Aber er trauerte zu sehr dem verlorenen häuslichen Frieden nach, um die Lage noch mehr zu verschärfen, - und der Hinweis auf das zu erwartende Kind ließ ihn schließlich nachgeben.

Viel Worte wurden zwischen Vater und Sohn nicht gemacht. Der Alte wußte ja, wo die Wurzel des Übels saß. Aber der Tag, an dem Otto mit den Nachbarn Scharping und Rutsen zusammen im großen Boot zum Fang hinausfuhr und er ihnen von den Dünen aus trauernd nachsah, - dieser Tag war wohl der schwerste in seinem an Arbeit und Gefahren so reichen Leben. Nun war er ein alter Mann, - nur noch nütze zum Holzspalten und zum Rinderhüten.

\*

Der Winter fiel mit grimmiger Kälte über die pommerische Ostseeküste her. Der Strandsee auf der Südseite des Dorfes war so fest vereist, daß schwergeladene Doppelgespanne darüberfahren konnten. Aber die Ostsee blieb zunächst noch offen, denn ein frischer Nordost ließ ihr Wasser nicht zur Ruhe kommen. Die Wellen schichteten am Strande klirrend Eisplatten übereinander, immer höher und höher, so daß man schließlich zwischen mannshohen, kristallblau leuchtenden Blöcken umhergehen konnte, wie in den winkligen Gängen eines gläsernen Irrgartens. - Die Männer fuhren noch immer hinaus und die Riele ihrer Boote bahnten sich knirschend und splitternd den Weg durch die treibenden Eisschollen.

Der alte Parnow war immer schon auf, wenn sein Sohn beim Licht einer kleinen Petroleumlampe sich die hohen Wasserstiefel, das Wollzeug und die wasserdichte Jacke anzog, und zwischendurch heißen Kaffee trank und Brot und fetten Speck aß. Dann half er ihm noch das schwere Netz Bündel auf den Rücken schwingen und sah ihm nach, bis er in den Dünen verschwand. Am Morgen des 23. Dezember sagte er so ganz beiläufig, während er die Netze bündelte: „Otto, gegen mittag wird der Wind nach Land drehen. Die Ostsee wird zufrieren. Du solltest heut nicht mehr fahren.“ - Otto lächelte gutmütig: „Laß man, Vater, so fix geit dat nich.“ -

Heute sah der Alte seinem Sohne lange und sinnend nach.

Um 10 Uhr drehte der Wind auf Süd. Die Wellen der Ostsee wurden schwer und träge, so als hätte eine glättende Hand sich auf sie gelegt, - dann wurde es ganz still am Strand und die See lag wie ein Spiegel.

Der alte Parnow stand am Strand und starrte aufs Meer hinaus. Eines der beiden Boote, die am Morgen hinausgefahren waren, kam nun zurück. Die letzten paar hundert Meter mußten die Männer rudern, weil die Dünen ihnen den Landwind aus den

Segeln nahmen. Es splitterte und krachte von Eis, wenn sie die schweren Riemen ins Wasser hieben. Dann knirschte Sand und Eis unter dem Kiel, die Männer sprangen heraus und zogen das Boot auf den vereisten Strand. Es war nicht Ottos Boot. - „Otto ist noch weiter nordwestlich, wir haben sein Segel gesehen. Er muß sich bannig beeilen, wenn er nich! einfrieren will“ - und der Alte nickte mit dem Kopfe, „jau, jau, er muß sich bannig ranhalten, wenn er nich einfrieren will.“ Und er steht und starrt auf das Wasser.

Die Männer gingen beladen mit den hartgefrorenen Netzen und den silberglänzenden Fischen durch die Dünen ihren Häusern zu. Der Alte aber blieb und sah zu, wie sich die Oberfläche des Meeres immer weiter zu einer festen Eisdecke zusammenschloß.

Dann tauchte plötzlich am Horizont das gelbe Segel des Parnowschen Bootes auf und luvte sich, von Nordwest her, in schneller Fahrt an die Küste heran. Der Alte atmete auf: „Noch zwei Stunden, dann haben sie's geschafft.“ Aber dem Strande lastete bleischwere Stille, in die unheimlich das feine Knistern der zu einer festen Decke zusammenfrierenden Eisschollen klang, Hermann Parnow schlug die Arme zusammen und trampelte in seinen Holzpantoffeln heftig im Sande umher, um die bittere Kälte zu vertreiben, die sich wie mit eisernen Klammern um seine Glieder legte. Aber er wich nicht vom Platz. Er schätzte die Entfernung des Bootes und machte von Zeit zu Zeit ein paar Schritte auf der neugebildeten Eisdecke, um deren Tragfähigkeit zu probieren.

Als es zu dämmern anfang, kamen noch einige Männer und Frauen von den Dünen herunter, mit ihnen Meta. Alle starrten auf das Boot da draußen, welches sich immer näher an den Strand herankreuzte. Alle wußten, daß es sicheren Tod für die drei Männer im Boot bedeutete, wenn sie da draußen, vom Eise festgehalten, gezwungen waren, die Nacht über in dem kleinen, offenen Boot zu bleiben, - ohne Mäntel und Decken, ohne die geringste Möglichkeit, sich gegen die tödliche Kälte von 30 Grad zu schützen.

Die Menschen am Strande atmeten erleichtert auf, als sie endlich das Krachen und Splittern hörten, mit dem sich der starke Vordersteven des Bootes seinen Weg durch die dünne Eisdecke bahnte. Aber sie sahen auch, daß es immer langsamer wurde, - und dann plötzlich war alles still. Das Boot stand wie festgenagelt mit geblähten Segeln im Eis und rührte sich nicht mehr. Es stand da, eigentlich zum greifen nahe, - gute hundert Meter vom Strand entfernt, - und wenn die Männer darin noch ein, zwei Stunden warteten, dann konnten sie ungefährdet über das Eis an den Strand laufen. Die Segel im Boot wurden heruntergelassen und verstaubt, und dann stieg plötzlich ein Mann über Bord und machte ein paar ta-

stende Schritte auf der dünnen Eisdecke. Es war Otto. Der Alte rief wohl warnend zum Sohne hinüber: „Otto, blieb da, es trägt noch nicht.“ Der aber setzte eigensinnig seinen gefährlichen Weg fort. Als er die Hälfte des Weges hinter sich hatte, blieb er plötzlich stehen, starrte vor sich auf das Eis, sah dann abschätzend zum Boot zurück, wollte einen Schritt rückwärts machen und brach dabei mit Getöse mit dem einen Stiefel durch das dünne Eis. Er fiel vornüber, es krachte und splitterte um ihn herum, und nach ein paar Sekunden tauchte der ganze Körper in einem Gewirr von Wasser und Eisstücken unter.

Die Menschen am Strande standen starr vor Entsetzen. Nur der alte Parnow faßte sich so schnell, als hätte er dieses Unglück längst kommen sehen. Er sprang an das nächste Boot heran, riß zwei schwere Riemen heraus, hängte sich ein zusammengewickelter Ankertaum um den Hals, schleuderte seine Holzpanzertoffeln fort und lief aufs Eis hinunter. Er legte die Riemen längs nebeneinander, stützte sich mit Händen und Knien darauf, wie auf Schlittenkuven und schob sich so ruckweise, mühselig, Stückchen für Stückchen an die Unglücksstelle heran, wo der Eingebrochene verzweifelt versuchte, sich an dem splitternden Eis zu halten. Als der Alte bis auf einige Meter an den

Ertrinkenden heran war, legte er sich flach zwischen die Riemen aufs Eis und warf geschickt das eine Ende des Ankertaus dem Sohne zu. Der packte es mit letzter Kraft und band sich das Seil um die Brust.

Darauf begann der Alte, auf seine Riemen gestützt, rückwärts zu kriechen, das Tau immer so stramm haltend, daß Otto mit dem Kopf über Wasser blieb. Dann, als er merkte, daß das Eis ihn sicher trug, begann er vorsichtig, den Sohn, der ihn mit Händen und Füßen unterstützte, flach auf die Eisdecke zu ziehen. Es glückte! - Die beiden krochen auf allen Vieren vollends auf den Strand. Während der Alte sich mit Hilfe der andern mühsam aufrichtete, brach sein Sohn bewusstlos zusammen.

Die warme Stube daheim und Kognak von innen und außen brachten Vater und Sohn bald wieder auf die Beine. - Frau Meta aber hatte an diesem Tage einen tiefen Blick in das Leben dieser Männer getan, welches seinen schönsten und stärksten Ausdruck in unverbrüchlicher Treue und Opferbereitschaft findet.

\*

Der Spul der Metaschen Tyrannei im Hause Parnow war verflogen. Vater und Sohn fuhren wieder gemeinsam zum Fang aufs Meer hinaus, als sei es nie anders gewesen.



# Die Kadetten.

Jede Zeit hat ihre besondere Form der Erziehung, aber Preußen besaß darin eine Tradition, die Jahrhunderte überdauerte und noch heute wirksam ist. Die 12-Jährigen, die in den bunten Kadettenrock gesteckt wurden, reiften aus Knaben zu Jünglingen heran, ehe sie es selbst begriffen. Sie wurden jene Soldaten auf Lebenszeit, die das preußische Offizierskorps in seinem Charakter bestimmten.

Ernst von Salomon, der Rathenau-Attentäter, der den Putschisten der Brigade Erhardt in seinem Buch „Die Geächteten“ eine bleibende Erinnerung schrieb, gibt uns jetzt ein Bild von den letzten Kadetten, die während des Krieges heranwuchsen. Mit frohen und schmerzlichen Gefühlen liest man in diesem Buch; denn alle Zucht, die in die jungen Kadetten übergang, lebte nur noch wie ein letztes preußisches Vermächtnis in diesen paar Tausend, während Volk, Regierung und Bürokratie längst der großen Versuchung des liberalen Dahinlebens verfallen waren. Wenn Menschen heute erzogen werden sollen, so wird ein viel weiteres Bildungsfeld zu betreten sein, aber die Härte der Zucht kann um keinen Grad geringer sein.

Wir bringen mit freundlicher Genehmigung des Verlages E. Rowohlt, Berlin, einen Auszug:

Das Abendessen ging vorüber wie gewöhnlich, vielleicht, daß Unteroffizier Dolberg beim Abrücken den Marsch im Tempo hundertvierzehn ein wenig zu sehr ausdehnte. Die Kompanie stand auf dem langen Flur und wartete auf das „Wegtreten“ mit dem festen Willen, es so stramm wie möglich auszuführen. Unteroffizier Dolberg trödelte ein bißchen hin und her, gab noch dies bekannt und jenes, dann aber, als alles schon ein wenig ungeduldig wurde, zur *F r e i z e i t*, zur einzigen freien Zeit des Tages entlassen zu werden - und Meerfeldt wollte noch unbedingt seinen guten Freund Oldenburg besuchen und Oldenburg wollte mal wieder ein vernünftiges Wort mit Vikthum quatschen - sah Unteroffizier Dolberg sozusagen gelangweilt auf seine Armbanduhr und sagte mit einer Stimme, die sich durchaus nicht über den gewohnten Grad an Lautstärke erhob: „In zwei Minuten steht die Kompanie im Paradeanzug. Weggetreten!“

Einen Augenblick schien es, als sei die Kompanie von einem furchtbaren Schicksalschlag getroffen. Es dauerte mindestens eine Sekunde, bis die Kadetten begriffen: Aha, Kostümfest - da brüllten auch schon die Unteroffiziere los. Sofort spritzte die Kompanie

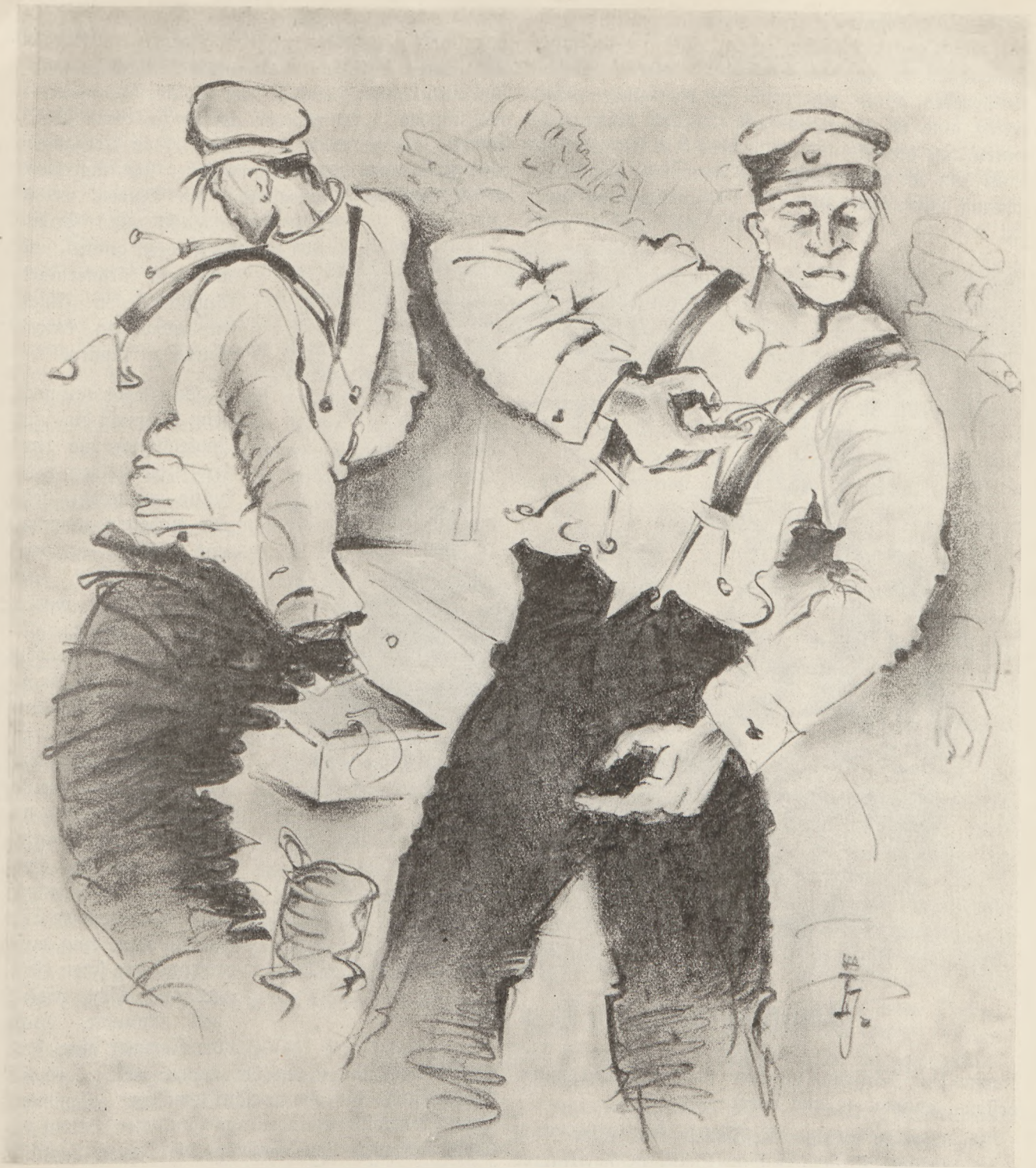
auseinander, die Stubentüren flogen frachend auf, auf dem Gange trampelten die hekenden Schritte, einer stieß den anderen, mancher stürzte, schon im Laufen flogen die Litewken von den Körpern, lösten sich die Hosenträger, in die Stuben verschwand die wilde Jagd. Auch Unteroffizier Dolberg sprang auf seine Stube, setzte zum Spind, riß die Tür auf und



„In zwei Minuten steht die Kompanie!“

die Sachen heraus, stürzte zur Kammer, seinen Helm zu holen, zog sich in fliegender Eile um, sprang, was sich ihm in den Weg stellte, wie jeder andere jeden andern auch beiseitestoßend, zur Tür, auf den Flur, knöpfte und schnallte draußen noch um, rückte den Helm gerade, blickte auf die Uhr, forschte, ob die Kadetten vom Dienst schon standen, wartete noch eine Sekunde und brüllte „Raustreten!“

In den Stuben herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander. Schon flitzten die Unteroffiziere hin-



### Es war ein richtiges Kostümfest . . .

aus, brüllten und krakeelten, trieben mit heiseren Stimmen an, aus den Türen drängten die Kadetten, Helme schief, Röcke offen, der letzte schlug die Tür mit dumpfem Krachen zu. Schnell rückten die Stuben, die Abteilungen zusammen, Kommandos schollen, daß oben auf der achten Kompanie die Kadetten zu den Treppenaufgängen eilten und hinunterlugten und sich freuten, wie die siebente geschliffen wurde. „Fünfzehn Sekunden zu spät!“ stellte Unteroffizier Dolberg fest und ging die Front ab, selber untadelig

angezogen und musterte jeden und stellte hier eine Bummerei fest und dort eine bodenlose Schlampigkeit, rückte so im Vorbeigehen Koppelschlösser zurecht und Helme gerade und begleitete seinen Weg mit harten Worten. Dann sah er wieder auf die Uhr und befahl: „In zwei Minuten steht die Kompanie im Ausgehanzug! Wegtreten!“

In zwei Minuten stand die Kompanie im Ausgehanzug. Und es war notwendig, sich dazu wieder vollkommen umzuziehen, von der ersten Garnitur in

die zweite und statt des Helmes die gute Mütze und statt der Stiefel die Schuhe und Mantel an und Handschuhe - und Unteroffizier Dolberg machte Stichproben, ob ihn einer nicht mit der falschen Hose betrog, und ob die Handschuhe tadellos blütenweiß waren, und der Mantel richtig über dem Koppel, und dann kam der Hausanzug, und dann kam das Drillzeug, und dann kam der Ordonnanzanzug mit

chend, erschöpft, so stürzten sie wieder davon, in wahnsinniger Hast, unbarmherzig gegen die Sorgen der anderen, rissen mit flatternden Händen die mühsam aufgebaute Ordnung ihrer Spinde zusammen - und standen dann wieder, als ob sie kaum stehen könnten, als Unteroffizier Dolberg, das Vergnügen rund zu machen, die Kompanie stehen ließ, um allein die Stuben zu durchwandern, die Stuben, welche

Ehrlacht- und Trümmersfeldern glichen, und aus dem fürchterlichen Anblick neuen Anlaß zu gewaltigen Extratouren zu saugen.

Es blieben nur noch zehn Minuten bis zum Zapfenstreich, als Unteroffizier Dolberg endgültig wegtreten ließ. Die Kadetten räumten und wischten in verzweifelter Hast, die Stubendienste waren dicht am Heulen, die Unteroffiziere standen in der Tür zur Kammer und verkündeten, wieviele Minuten es noch waren, bis jedermann bei tadellos aufgeräumten Stuben im Bett zu sein hatte. Kaum verklang das Signal, als Unteroffizier Dolberg die Tür zu Kammer eins aufriß und das schon klein gedrehte Licht wieder hell schraubte, durch die Kammer ging, hier

ein Zahnpuzglas gegen die Lampe hielt, dort ein Kleiderbündel auf die vorschriftsmäßige Zusammensetzung kontrollierte, indes aus sämtlichen Betten die Köpfe sich nach ihm wandten, die Augen ängstlich jeder seiner Bewegung folgten. Dann ging Unteroffizier Dolberg zur Stubentür, drehte das Licht wieder klein, sah sich noch einmal rundum und sagte mit scharfer, aber nicht unfreundlicher Stimme: „Gute Nacht!“ - „Gunacht, Herr Unoffizier!“ tönte es ihm erleichtert und im geschulten Sprechchor zurück und Unteroffizier Dolberg ging auf Kammer zwei, indes die Kammer eins in das Dämmer tiefen Schlafes versank.

Unteroffizier Dolberg ging die ganze Kompanie ab. Als er die Kammer zwölf verließ, nahm er die Mütze ab und wuschte sich mit seinem Taschentuch über den roten Strich, den ihm das Schweißleder



Unteroffizier Dolberg setzte sich zu Pahlen

Kamm-Putz-Nähzeug, und die Kompanie trat mindestens zehnmal an und wieder ab.

Es war ein richtiges Kostümfest, nach allen Regeln der Kunst. Da gab es keine Schifane, die Unteroffizier Dolbergs erfindungsreiches Gemüt nicht mindestens einmal anwandte, da gab es keinen Ausrüstungsgegenstand, der nicht mindestens einmal von seinem Platz gerissen und vorgewiesen wurde. Und hier merkten die Kadetten erst, wie viel in ihrem, wie sie vermuteten, doch so genau und ordnungsgemäß geregelten Bereich eben nicht in Schuß war, an ihrer blitzgeschwind rekapitulierenden Angst merkten sie es, wenn Unteroffizier Dolberg nahte und prüfte. Das schlechte Gewissen feierte Orgien, und so hetzte die Kompanie immer wieder zusammen, standen die Kadetten bleich und rot, mit fliegenden Pulsen und Schweißnaß, mit zitternden Knien, feu-



der Nütze an der Stirn hinterlassen hatte. Dann bummelte er den halben Weg zurück bis zum Unteroffizierzimmer, welches zwischen Stube sechs und sieben lag. Er öffnete die Tür und schob den roten Plüschvorhang beiseite, der diesem Raum zum Schmucke und dem Kadetten vom Dienst wegen immerwährenden dicken Staubes zum Argernisdiente. Noch in der Tür steckte sich Unteroffizier Dolberg eine Zigarette an und atmete den Rauch mit einer Miene ein, die bewies, wie sehnsüchtig er auf diesen Augenblick gewartet hatte. Das Unteroffizierzimmer war leer bis auf den Unteroffizier Pahlen, der in der Ecke am Tische saß und ebenfalls eine Zigarette rauchte, eine Flasche Bier mit einem vollen Glase vor sich. Der Tisch hatte eine buntgemusterte, an den Ecken schon reichlich ausgefranste Decke, ein Klavier stand an der Wand, Stühle standen um den Tisch, ein Sessel für den Kompanieführer, auf dem Regal waren Bierkrüge der verschiedensten Formen und Formate aufgebaut. Sogar einen Teppich hatte das Zimmer und ein Kaiserbild und das große Bild von Röchling „The Germans to the front“. Unteroffizier Dolberg nahm sich einen der überall herumstehenden Aschenbecher und setzte sich zu Pahlen.

Eine Weile schwiegen beide. Pahlen, der lange, elegante Graf Pahlen, der auch zum Dienst seidene Oberhemden trug, vier Sprachen fließend beherrschte, zu seinem Vergnügen viertelstundenlang Dantesche Verse in der Ursprache rezitierte, der immer ruhige, angenehme Pahlen mit der leicht vornüber gebeugten, lässigen Haltung, saß, ein Bein über das andere geschlagen, auf seinem Stuhl und blickte, die Zigarette in der Hand, auf Dolberg, der sich langsam sein Bier einschenkte und nun mit hastigen Schlucken trank. „Du wolltest mich sprechen?“ sagte Dolberg und setzte das Glas hin, aber er wartete nicht, bis Pahlen antwortete, er fügte gleich hinzu: „Ich weiß schon, was du mir sagen wolltest. Es ist möglich, daß ich mich in der Form vergriff, aber in der Sache habe ich eben recht.“

Pahlen klopfte die Asche auf den Teppich, was Dolberg mit Mißvergnügen bemerkte. Pahlen sagte: „Ich meine, daß du auch in der Sache unrecht hattest.“

Jetzt schaute Dolberg, den Kopf gesenkt, unter den Augenbrauen zu Pahlen hin.

Pahlen sagte: „Ich meine, du machst dir die Sache zu leicht, indem du sie dir schwer machst.“

„Das versteh' ich nicht“, sagte Dolberg.

„Ja, das verstehst du nicht“, sagte Pahlen, er sagte: „Warum willst du nicht dulden, wenn jemand besser sein will? Wenn jemand schlechter sein will, das dürftest du nicht dulden.“

„Das sind doch Worte“, sagte Dolberg, „was ich in der Kompanie nicht dulden darf, das ist der Hochmut einzelner, der im Dienst nicht gerechtfertigt ist.“

„Aber diesen Hochmut ist diesen einzelnen die beste Kraft. Mensch, Dolberg, du weißt so gut wie

ich, daß selbst der gemeinste Schliff nur ein Mittel ist, diesen Hochmut zu bestärken. Und du weißt so gut wie ich, daß der Schliff das einzige Mittel ist, welches du überhaupt anwenden kannst. Was beweist dies? Das beweist, daß du es hier mit einer Haltung zu tun hast, welche vom Charakter ausgeht, daß der adelige Charakter stärker ist als jeder Schliff.“

„Ich kenne“, sagte Dolberg widerwillig, „nur einen adeligen Charakter, der einordbar ist, das ist der preußische.“

„Ach, der preußische. Dinge sind einordbar, aber nicht Menschen. Aber das ist eure verfluchte preußische Einstellung“ - Pahlen sagte: eure verfluchte preußische Einstellung - „die den Menschen verdinglicht, verdingt, wie es ursprünglich in der Instanzordnung hieß. Was macht ihr aus der Mannschaft? Ihr macht Material aus ihr.“

„Aber ich verstehe zum Teufel nicht“, fuhr Dolberg los, „warum du dich dagegen wehrst?“

„Ich wehre mich nicht dagegen, ich stehe darüber“, sagte Pahlen großartig. Pahlen sagte: „Ich kann es mir leisten, mich zu bestimmten Zwecken, deren Größe und Notwendigkeit ich einsehe, zu verdingen. Wenn ich diene, bleibe ich souverän“ - und Pahlen sah einen Augenblick unglaublich hochmütig aus - „du aber willst den Dienst als Prinzip. Und dies Prinzip ist subaltern.“

„So, subaltern -“, sagte Dolberg, und Pahlen konnte ihm ansehen, wie sehr er sich beherrschte. Dolberg sagte: „Dies Prinzip hat Preußen groß gemacht“ und er schämte sich im gleichen Augenblick dieser Kaisers-Geburtstags-Floskel, er suchte nach Worten und fand sie langsam und stockend: „Ich bin verflucht mißtrauisch gegen jede Haltung, die von sich aus behauptet, sie sei souverän. Das ist zumeist eine Entschuldigung für irgendwelche Schweinereien. Ich habe gelernt, daß über jeder Souveränität die Pflicht steht.“

„Ich bin verflucht mißtrauisch“, sagte Pahlen, „gegen den häufigen Gebrauch des Wortes Pflicht. Das ist zumeist eine Entschuldigung für irgendwelche Schweinereien.“

Jetzt fuhr Dolberg hoch. Er sagte: „Pahlen, das ist - das ist verbrecherisch. Herrgottnochmal, begreifst du denn nicht, daß dies unsere Grundlage ist, dies Sicheinfügen, dieser bedingungslose Einsatz, daß dies nicht nur unser Stil ist, sondern eine Lebensfrage? Was willst du eigentlich? Was kannst du an dessen Stelle setzen wollen?“

„Aber ich will gar nichts an dessen Stelle setzen! Ich möchte nur, daß ihr nicht überall da, wo schon natürliche Ordnungen herrschen, mit eurem stumpfsinnigen Organisieren kommt. Es kommt doch nicht darauf an, unseren Willen zu forcieren, sondern ihn zu richten!“

„Hör mal, jetzt will ich dir mal was sagen“, sagte Dolberg erregt und klopfte mit dem Knöchel auf den Tisch. „Worauf es ankommt, das wissen wir ja nun

seit drei Jahren bis zur Evidenz. Das haben uns unsere Feinde gelehrt, worauf es ankommt. Ja, glaubst du denn, Menschenkind, wir hätten diesen Krieg auch nur einen Monat führen können, ohne daß wir, Gott sei Dank, im besten Sinne des Wortes Preußen waren? Glaubst du denn, wir hätten in diesem Kriege nicht bewiesen, worauf es ankommt? Glaubst du denn, in diesem Kriege hätten wir nicht das Höchstmaß an Haltung aufgebracht, das einem Volke überhaupt nur möglich ist?"

Pahlen sah Dolberg aufmerksam an. Er beugte sich langsam vor, ohne den Blick von Dolbergs gerötetem Gesicht zu nehmen, und streifte die Asche seiner Zigarette in die Schale. Er zerdrückte sorglich die Zigarette und fragte, so vorgebeugt, sehr langsam: „Und wenn wir, Dolberg, und wenn wir - diesen Krieg verlieren?" - „Dann - - dann müssen wir uns alle töten.“ Dolberg schien aufspringen zu wollen, aber er blieb sitzen und legte beide Arme breit auf den Tisch und starrte vor sich hin. Pahlen lehnte sich zurück. „Na ja“, sagte er leise und nachdenklich, er stand langsam auf und beugte sich einen Augenblick über Dolberg, der unbeweglich verharrte. „Na ja“, sagte Pahlen, stand unschlüssig und ging dann

zur Tür. Dort zögerte er eine Sekunde, die Hand schon auf die Klinke gelegt, den Kopf aber noch zurückgewandt. Schließlich sagte er: „Gute Nacht“, Dolberg!“ und ging zur Tür hinaus. „Gute Nacht“, Pahlen!“ sagte Dolberg.

Unteroffizier Dolberg blieb noch eine ganze Weile sitzen. Aus der Aschenschale stieg der dünne Rauch der Zigarette. Schließlich stand Dolberg auf und ging langsam ans Fenster. Dort lehnte er eine Zeitlang, die Stirn an die Scheibe gepreßt, drehte sich endlich um, nahm die Mütze vom Klavier, warf noch gewohnheitsmäßig einen prüfenden Blick durch den Raum, ging aus dem Zimmer und schloß die Tür sorgfältig ab. Dann schritt er auf den Zehenspitzen den Flur hinunter bis zu seiner Kammer, drückte die Tür sehr vorsichtig auf, trat ein, ohne das Licht anzudrehen, und setzte sich auf den Bettrand, um sich auszuziehen. Er legte seine Kleidungsstücke genau vorschriftsmäßig auf den Schemel, wickelte sich sorglich in seinen Woilach, schob die rechte Hand unter das Kopfkissen und lag ruhig. „Ich muß unbedingt jetzt mal die Sätze schärfer rannehmen“, dachte er und schlief ein.

Ernst von Salomon.

# Bücher des Ostens

Es ist eine der erfreulichsten Auswirkungen der nationalsozialistischen Revolution, daß dem deutschen Osten heute wieder die schicksalhafte Bedeutung für Volkswerdung und Staatsaufbau zuerkannt wird, die er in jedem Abschnitt einer mehr als zweitausendjährigen deutschen Geschichte bewiesen hat. Niemand kann nach Ablauf der Ereignisse seit dem 30. Januar 1933 sich im Hinblick auf die klaren innen- und außenpolitischen Zielsetzungen des Führers und seiner Mitarbeiter der Einsicht verschließen: Der Nationalsozialismus ist sich seiner Aufgabe als Hüter und Vollender lebendiger preußischer Tradition voll bewußt und gibt dem deutschen Volke und Staate wieder die in den Zeiten liberaler Entartung verlorengegangene Blickrichtung nach Osten.

Kein Zweifel, daß diese Erkenntnis schon im ersten Jahre der nationalsozialistischen Tat im deutschen Schrifttum ihren Niederschlag gefunden hat. Kein Zweifel, daß sie auch weiter eine Reihe von Werken historisch-politischer wie literarischer Art hervorbringen wird, die dem ostelbischen, im besonderen dem pommerischen Menschen wertend vor Augen zu führen, die Aufgabe der Rubrik „Bücher des Ostens“ unserer neuen Monatschrift sein soll.

Wir können den deutschen Ostraum nur als ein geschlossenes Ganzes fassen, und diesen Charakter muß auch die Buchbesprechung einer Zeitschrift tragen, die vorwiegend für den pommerischen Leser bestimmt ist. Jeder Pommer - sei er Landmann oder Arbeiter, Handwerker oder Kaufmann - muß sich dessen bewußt werden, daß er in seiner pommerischen Landschaft heute mitten in den Problemen des gesamten Ostraumes steht. Die nationalsozialistische Revolution hat den Pommeren wachgerüttelt. Er ist hellhörig geworden. An uns ist es, ihn an das unserer Zeit und ihren Aufgaben gemäße Schrifttum heranzuführen. So sei, bevor wir in der nächsten Nummer an die eigentliche wertende Buchbesprechung herangehen, ein kur-

zer Überblick über die Neuerscheinungen des letzten Jahres gegeben, dessen Hinweise sich an jeden richten, der sich über die aus geschichtlichen und geographischen, wirtschaftlichen und politischen Zusammenhängen sich ergebende Lage seines pommerischen Heimatlandes Gedanken macht und diese zu vertiefen wünscht.

Aus den vorzüglichen Berichten und Schriften des „Ostland-Institutes“ in Danzig ist bekannt, wie die polnische Wissenschaft seit dem Kriege immer wieder die schon im frühen Mittelalter vollzogene angebliche Vereinigung Pommerns mit Polen betont. Ein letztlich erschienenenes Heft „Die Kultur Pommeraniens im frühen Mittelalter auf Grund der Ausgrabungen“ zeigt uns, daß die Polen wie schon früher in Schlesien, nun auch in Pommern die Bodenfunde heranziehen, um die slawische Besiedlung der Ostseeküste nachzuweisen. Wo bleibt die deutsche Geschichtswissenschaft? Im Zeichen der nationalsozialistischen Revolution hat auch sie sich auf ihre nationale Pflicht gegenüber dem deutschen Osten besonnen. Neunzehn deutsche Historiker behandeln in dem Sammelwerke „Deutschland und Polen, Beiträge zu ihren geschichtlichen Beziehungen“ (herausgegeben von Albert Braßmann, Verlag R. Oldenbourg, München) in gründlicher, manchmal allerdings zu wissenschaftsleidenschaftloser Weise die schon über ein Jahrtausend dauernden friedlichen und kriegerischen Auseinandersetzungen der Deutschen und Polen. Leider erfährt Pommern nicht die nach dem Stande der Forschung durchaus mögliche ausführliche Behandlung wie etwa Ost- und Westpreußen oder Schlesien. Hoffentlich bringt die zu erwartende große Altkonzeption der preußischen Archivverwaltung über den Osten die noch fehlenden Grundlagen für die unumgänglich gewordene Neuschreibung einer Geschichte Pommerns von der vorgeschichtlichen Zeit bis zum Aufgehen in der preußischen Sendung.

Wertvoll und anregend hinsichtlich der germanisch-slawischen Mischung im Pommern der mittelalterlichen Kolonisation sind die Ergebnisse der Arbeit Erich Maschkes „Das Erwachen des Nationalbewußtseins im deutsch-slawischen Grenzraum“, die an sich mehr den Auseinandersetzungen im preußischen Raum Rechnung trägt. Schon die letzten Beiträge des Bandes „Deutschland und Polen“ führen über die „polnische Frage“ der Vorkriegszeit unmittelbar zu den Gegenwartsdingen hinüber, deren Kenntnis heute jedem Pommern, da sein Land Grenzprovinz geworden ist, unerläßlich sein muß. Obenan steht das Korridorproblem, über dessen Bedeutung die Nachkriegszeit eine ganze Flut einschlägiger Literatur hervorgebracht hat, um doch erst im Jahre 1933 in dem umfassenden fünften Bande der Volk- und Reichsbücherei „Deutschland und der Korridor“ sich zu erschöpfen. Wieder ist es ein Sammelwerk, bearbeitet von einer Reihe hervorragender Kenner der drängenden, Lösung harrenden Ostfragen. Ich nenne nur Hermann Kauschnig, den Danziger Senatspräsidenten und Vorkämpfer einer nationalsozialistischen Außenpolitik. Mögen auch die Abschnitte über die wirtschaftliche Lage der Ostprovinzen durch die Inangriffnahme und den Erfolg der nationalsozialistischen Aufbauplanung zum Teil überholt sein - z. B. der Aufsatz des Herrn von Zikewitz-Rottow über Pommern -, so ist die Unabsehbarkeit des Korridors selbst mit einer derartig schlagenden Sachlichkeit dargelegt, daß der dauernde Wert des Buches für jeden Menschen, den man an die Problematik des deutschen Ostens heranführen will, sicher ist. Das statistische und das Kartenmaterial ist von einzigartiger Vollständigkeit, so daß das Werk in jede pommersche Schul- und Volksbücherei gehört.

Daselbe gilt von zwei Neuerscheinungen des W. G. Korn-Verlages, Breslau, die man getroffen als die „Sibeln“ der grenzpolitischen Fragen des deutschen Ostens bezeichnen kann und die der politischen Schulung aller Organisationen ein willkommenes Rüstzeug sein werden. In 57 Karten und Tabellen schneidet Karl Werner wohl sämtliche „Fragen der deutschen Ostgrenze“ an und bringt so einen ersten Atlas des deutschen Ostens heraus. In knapper Form behandelt Ernst Otto Thiele die planmäßige polnische Arbeit an der deutschen Ostgrenze in seiner Kampf- und Mahnschrift „Polen greift an“ mit anschaulichem Bildmaterial. „Hundert Bilddokumente deutscher Not und deutscher Hoffnung“ lautet der Untertitel einer von Franz Jurda herausgegebenen Bildsammlung „Der Kampf um den deutschen Osten“. Schon in 2. Auflage liegt das dünne Heft der „Nationalpolitischen Bücherei“ des Leipziger Armanenverlages vor, in dem Friedrich Hiller unter dem Titel „Deutscher Kampf um Lebensraum“ kurz die schicksalhafte Bedeutung des ostelbischen Raumes für das deutsche Volk würdigt.

Abschließend noch einmal ein Wort über die landschaftliche Dichtung des Ostens. Die tiefe, selbstqualerische Mystik des schlesischen Menschen hat im „Emanuel Quint“ Gerhart Hauptmanns, im „Heiligenhof“ Hermann Stehrs ihren gesamtdeutschen dichterischen Ausdruck gefunden. Die ostpreußischen Menschen der „Litauischen Geschichten“ Hermann Sudermanns, der „Balladen“ und Geschichten aus Alt-Preußen“ Agnes Niegels gehören längst der besten deutschen Literatur an. Die zutiefst vorhandenen schöpferischen Kräfte Pommerns sind zu überragendem dichterischen Schaffen noch nicht emporgestiegen. Wird es noch lange dauern? - Pommern steht im Aufbruch!

Fritz Morré.



Zur Besprechung gingen bei der Schriftleitung ein:

Gottfried Neesze: „Brevier eines jungen Nationalsozialisten“,  
Edgar J. Jung: „Sinndeutung der deutschen Revolution“,  
Heinrich Bauer: „Schwert im Osten“,  
Herbert Blank: „Preußische Anekdoten“,

jämtlich in der Reihe „Schriften der Nation“ des Verlages Gerhard Stalling, Oldenburg, erschienen;

Heinrich Hauser: „Wetter im Osten“,

Verlag Eugen Diederichs, Jena, 1932.

Ausführliche Würdigung vorbehalten!

## „Pommerns Spiegel“

„Das fröhliche Buch vom pommerschen Volkstum“ nennt Martin Keepel, der Landschaftsverbandsführer für Pommern des Reichsbundes „Volkstum und Heimat“, seinen Pommernspiegel (Ostsee-Verlag, Stettin). Nicht zu Unrecht - denn es ist wirklich ein fröhliches Buch, das allen Landsleuten und den Freunden unserer pommerschen Heimat eine Stunde köstlichsten Humors bescheren wird. Keine trockene Stoffsammlung, wie leider so viele volkstündliche Veröffentlichungen, die vor lauter Gelehrsamkeit nicht den Weg ins Volk fanden. Keepel redet als Pommer zu seinen Landsleuten in ihrer Sprache. Derb und kurz, keine langatmigen Abhandlungen, sondern Anekdoten aus allen Gegenden der Provinz. Ein Buch, das Kurzweil bringt und uns auf heitere Weise mit dem Wesen unserer Mitmenschen vertraut macht und den Umgang mit ihnen erleichtert.

Der billige Preis von 95 Pfennig macht das kleine Büchlein für jeden erschwinglich und sichert ihm hoffentlich die Verbreitung, die ihm im Interesse der pommerschen Volkskunde zu wünschen ist.

Tr.

## Urzeit und Frühgeschichte

Als fünftes Buch in der Reihe der Stralsunder Heimatbücher erschien soeben von Adolf Hofe „Urzeit und Frühgeschichte“ (Verlag der Stralsunder Heimatbücher).

An Hand zahlreicher Karten und Abbildungen vorgeschichtlicher Funde gibt Adolf Hofe einen kurzen Abriss der Entwicklung Pommerns von der Steinzeit bis zur Kolonisation durch den Deutschen Orden. Wer sich über die geologische, kulturelle und politische Gestaltung unserer Heimat kurz unterrichten will, lese dieses Büchlein, das in knapp 60 Seiten das Wesentlichste dieses Zeitabschnitts in allgemein verständlicher Form darstellt und außerdem den Vorzug hat, nur 95 Pf. zu kosten.

Tr.

## Zusammenfassung der Volkstumsarbeit

Die unerfreuliche Zersplitterung der Volkstumsarbeit hat durch die Zusammenfassung aller Vereine und Verbände, die sich mit Heimat- und Naturschutz, Volkskunde, Volkstanzgewerbe usw. befassen, aufgehört. Alle diese Vereine sind im Reichsbund „Volkstum und Heimat“ zusammengeschlossen worden, der sich in verschiedene Landschaftsverbände gliedert. Die Anschrift der Führung des pommerschen Landschaftsverbandes ist: Martin Keepel, Stettin, Mendtstraße 8. Der Reichsbund hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Volkstumsarbeit, die bisher nur Sache einer gebildeten Auswahlsschicht war, wirklich ins Volk zu tragen. Keepel regt an, in allen Dorf- und Stadtgemeinden ein „Heimatbuch“ zu führen, das in Wort und Bild laufend die Schicksale der Gemeinde festhalten soll und an dem alle - Gemeinde, Pfarrer, Lehrer usw. - mitarbeiten sollen.

Die Verwirklichung dieses Gedankens würde die Volkstumsarbeit in der Zukunft sehr erleichtern. Denn die so entstehenden, lebendigen Chroniken würden ein besseres Material darstellen, als die nur wenigen zugänglichen Abhandlungen und Aufsammlungen weltfremder Theoretiker.

Tr.

## Das Bollwerk

die NS-Monatschrift Pommerns  
für Wirtschaft und Kultur

Nächstes Heft am 1. März 1934

Verlagsort: Stettin - Hauptschriftleitung: Breite Straße Nr. 51 II, Eingang Jakobikirchplatz - Fernruf 282 95/97 - Sprechstunden: Täglich, außer Sonnabend, von 12-1 Uhr - Verantwortlich für den Textteil: Hauptschriftleiter Günter Oeltze von Lobenthal, für den Anzeigenteil: Hauptwerbeleiter Wilhelm Rode, sämtlich Stettin - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen - Auflage 10 000



**Personen-Liefer- und Lastwagen**  
vom Kleinwagen bis zum Luxus-Cabrio  
vom 6-Ztr.-Lieferwagen bis 2,5-to-Lastwagen  
**formenschön — wirtschaftlich**

# Magirus

## Diesel

**Der ausprobierte deutsche  
Qualitätswagen**

vom 1 1/2 to 45 PS bis 5 to 110 PS

Autorisierter Händler:

**JANSON & Co., G. m. b. H., STETTIN,** ALTDAMMER STRASSE 37  
FERNRUF NR. 309 27/28

## DRESDNER BANK

Eigenkapital 165 Millionen Reichsmark

### Filiale Stettin

Roßmarkt 5

#### Depositenkasse Lastadie

Pladrinstraße

Ausführung von Bankgeschäften jeder Art

Errichtung  
von Spar-, Depositen- und Scheckkonten

Aufbewahrung und Verwaltung  
von Wertpapieren und Wertgegenständen

Vermietung von Schrankfächern

## AUDI

## DKW

## HORCH

## WANDERER

Auto - Union

Filiale Stettin

Verkauf: Königstor Nr. 1  
Sammelruf 251 91 · Reparaturwerk Altdammer Str. 37

## Pommersche Bank A.-G. Stettin

Filialen in:

Anklam, Cammin, Falkenburg, Greifenberg, Greifswald, Köslin,  
Kolberg, Neustettin, Putbus a. Rg., Schivelbein, Schlawe, Stolp,  
Stolpmünde, Stralsund, Swinemünde, Treptow a. Rega, Wollin

Fachkundige Beratung bei An- und Verkäufen von Wertpapieren und in allen finanziellen Fragen des Import- und Exportgeschäfts. Zuverlässige Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte.

# Großes gelingt, wenn alle helfen!

Hierzu gehört auch, daß frei gewordene Geldmittel der Wirtschaft unverzüglich wieder zugeführt werden. Zahlen Sie deshalb Gelder, die Sie im Augenblick nicht benötigen, auf Bank- oder Banksparkonto ein; Sie nützen sich selbst und dienen der Allgemeinheit.

## **Sachverständigen Rat**

in allen Geldangelegenheiten erteilen wir Ihnen kostenlos. Ihr Besuch ist uns immer willkommen u. verpflichtet Sie in keiner Weise.

## **Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft**

Filiale Stettin, Roßmarkt 3  
Depositenkasse Königstor 8  
Depositenkasse Falkenwalder Straße 210

**Wer pommerische Erzeugnisse kauft,  
kämpft gegen die Arbeitslosigkeit!**

## **Die Stettiner Portland-Cement-Fabrik**

liefert durch den Großhandel:

Portland-Cement  
„Lossius-Delbrück“  
Edelkalk „Lossius-Delbrück“  
Lossius-Kugel-Weißkalk  
„Lossius-Leichtbauplatten“  
Edelputzkalk „Lossius-Bunt“  
Fenster-, Gärtner- und  
Fußbodenkitt

Auskünfte erteilt jederzeit die  
**Stettiner Portland - Cement - Fabrik**  
Gegründet 1855  
Züllchow Pom., Adolf-Hitler-Straße 34/36

# **I. GOLLNOW & SOHN** **STAHLBAU**

**FABRIKHALLEN  
KRANBAHNEN  
STAHLSCHELETTBAUTEN**

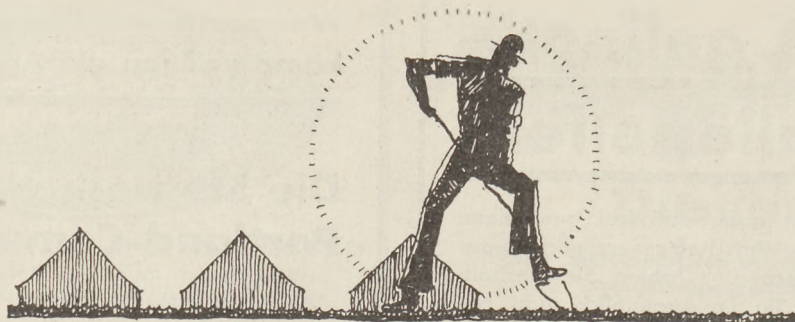


**FESTE BRÜCKEN  
BEWEGL. BRÜCKEN**



Einschwimmen des großen Stromüberbaues der Eisenbahnbrücke über die Oder bei Zäckerick

# **STETTIN**



## POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN

STETTIN

STRALSUND

Die provinziellen Heimstätten sind die Instrumente der nationalsozialistischen Regierung zur Durchführung des von ihr als richtig anerkannten Siedlungsprogramms.

Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommersche Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, die deutschen Volksgenossen durch Schaffung von Eigenheimen auf heimischem Grund und Boden wieder mit der Scholle zu verbinden.

Das wirksamste Mittel hierbei ist die vorstädtische Kleinsiedlung (Dorfrandsiedlung, nebenberufliche Siedlung). Durch Übernahme der Trägerschaft und Betreuung ermöglicht die Heimstätte die Durchführung.

Die Arbeitsschlacht erfordert intensivste Arbeit und Beschleunigung. Daher wenden sich Gemeinden und private Siedlungsinteressenten an ihre provinzielle Treuhandstelle, die

P O M M E R S C H E H E I M S T Ä T T E



# Provinzialbank Pommern

Girozentrale - Landesbank

## STETTIN

Luisenstraße Nr. 13

Tel.-Sammelnummer 355 61

Zweiganstalten: **STOLP i. Pom.**

Kaufmannswall 6

**STRALSUND**

Alter Markt 4

Erledigung aller bankmäßigen Geschäfte - Amtliche  
Hinterlegungsstelle - Finanzierung von Eigenheimen  
durch die „Öffentliche Pommersche Bausparkasse“

# Landschaftliche Bank der Provinz Pommern



Anstalt öffentlichen Rechts

Zweig - Institut der Pommerschen Landschaft  
Amtliche Hinterlegungsstelle f. Mündelvermögen

STETTIN

Paradeplatz Nr. 40

Fernsprech - Sammel - Nr. 25421

Postscheck-Konto Stettin Nr. 1436

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte  
Führung von Banksparkonten

Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschuß des Mieters

# FELDMÜHLE

Von jeher war es unser Bestreben, nur erstklassige Erzeugnisse auf den Markt zu bringen. Die Reichhaltigkeit unserer Papiersorten ist bekannt.

Wir stellen her: Zeitungsdruckpapier, Zellstoffpapiere, Tapetenroh papier, holzfreie und holzhaltige Druck- und Schreibpapiere, Normalpapiere, Vervielfältigungspapier, Pergamentersatz, Echt Pergament, Krepppapiere für technische und hygienische Zwecke, Chromoersatzkarton, Maschinenholzkarton, Graukarton. »Heliozell«, das Zellglas der Feldmühle; »Feldmühle Special-Bank-Post«

Lieferung erfolgt nur durch den zuständigen Handel

FELDMÜHLE,  
PAPIER- UND ZELLSTOFFWERKE AKTIENGESELLSCHAFT  
STETTIN

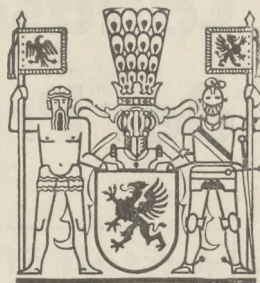
# Volksgenossen

unserer Heimatprovinz

Hinein in die

**Versichertengemeinschaft**

unserer



## Provinzial-Anstalten!

Wer sich ihr anschließt, hilft sich selbst und fördert die heimische Wirtschaft • Die Provinzial-Anstalten verkörpern seit mehr als 200 Jahren das heutige Wirtschaftsideal

## Gemeinnutz vor Eigennutz

**P**OMMERSCHE FEUERSOZIENTÄT  
PROVINZIAL - LEBENSVERSICH. - ANSTALT

Gemeinnützige Anstalten des öffentlichen Rechts, behördlich verwaltet unter Haftung der Provinz

Stettin, Pölitzer Straße 1 • Ruf 25441 • Feuer-, Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-, Kraftfahrzeug- und Krankenversicherung • Auskünfte erteilen auch die Kreisversicherungskommissare (Landratsämter)



# Inventur-Verkauf

vom

1. bis 15. Februar

## Gebrüder Horst

Kaufhaus für Modewaren u. Ausstattungen  
Paradeplatz 18, 19, 20, 21, 22, 23  
Große Wollweberstraße 19, 20, 21, 22

# Herrenhüte + Mützen

Führendes Spezialhaus



Inh. Hutmachermeister / Breite Straße 6

**NSDAP-Mützen u. -Abzeichen / Marine-  
sturm-Mützen / Kyffhäuser-Mützen  
Stahlhelm-Mützen**

In einer Zeit, als das deutsche Volk noch ohne Führung und unfähig war, seinen Willen geschlossen kund zu tun, als noch der Klassenkampf die Masse beherrschte und der Eigennutz blühte - in dieser Zeit wurde die

gegründet. Sie ist groß geworden, weil sie das Kampfblatt der NSDAP war und unbeirrt ihren Weg ging. Heute ist sie das zuverlässigste politische Instrument unserer Heimatprovinz - aber auch die größte pommersche Tageszeitung überhaupt. Als amtliches Nachrichtenblatt allerstaatlichen u. städtischen Behörden ist die

auch das mächtigste Werbemittel, wenn es gilt, in Pommern zu verkaufen und Umsätze zu erzielen. - Und für jede Familie das heimatlliche Unterhaltungsblatt! Siebenmal wöchentlich erscheint die PZ mit ihren Unterhaltungs- und Frauenbeilagen, sie bringt Humor und Unpolitisches, behandelt Erziehungs- und Unterrichtsfragen - kurz: sie berichtet über alles, was der deutsche Mensch von heute wissen muß. - Probe-Nummern jederzeit kostenlos.

## Pommerscher Zeitungsverlag

### G.m.b.H.

Stettin, Breite Str. 51, Fernruf 28295 - 97, Postscheck-Konto 1849

Pommerns NS Presse: Swinemünder Greif, Pommersche Zeitung für Stralsund, Rügensch Post, Demminer Kreiszeitung, Grenzzeitung Stolp, Lauenburger Grenzzeitung, Schlauer Grenzzeitung, Rummelsburger Kreiszeitung, Kösliner Nachrichten, Neustettiner Kreiszeitung, Kolberger Zeitung, Kreiszeitung des Kreises Greifenberg. Anzeigen für alle NS Zeitungen werden in Stettin, Breite Straße 51, bei der PZ angenommen



## Pommersche Zeitung

## Pommersche Zeitung

Folz - Juni  
Kc - 50

16. 631  
41

F. 03  
7

Verbindlich - *Sammer  
Messin*

Gemeinnützig -

Mündelsicher -

ist und arbeitet die

# Städtische Sparkasse

## zu Stettin

- gegründet 1823 - mit der Abteilung

### Birokasse der Stadt Stettin

und mit den Nebenstellen

- |                            |                         |
|----------------------------|-------------------------|
| I. Moltkestraße 12         | V. Hohenzollernstraße 9 |
| II. Bollwerk 12-14         | VI. Kreckower Straße 69 |
| III. Falkenwalder Str. 189 | VII. Pölitzer Straße 58 |
| IV. Gießereistraße 23a     | S. Schlachthof          |